

00-Spannende Reiseerlebnisse eines Weltenbummlers

Wahrscheinlich ausgelöst durch meine bisherigen Reiseberichte, haben mehrere meiner Leserinnen und Leser mich aufgefordert, darüber doch ein Buch zu schreiben, oder wenigstens spannende Reiseerlebnisse einmal zu dokumentieren. Ein Buch kann ich deshalb schon nicht schreiben, weil ich erstens als Rentner gar keine Zeit dafür habe, und ich mich dann zweitens länger mit der Vergangenheit beschäftigen müsste. Ich bin aber ein Mensch, der lieber die unbekannte Zukunft betrachtet, als die bekannte Vergangenheit.

Ich werde mich im Folgenden aber bemühen, zwar keine sehr gefährlichen, aber für mich doch spannende und aufregende Momente meiner bisherigen Reisen zu beschreiben.

Wie oft ich bei meinen mehr als einer Million geflogenen Flugkilometern gefährdet war, weiß ich nicht. Ich habe auf mehreren Flügen aber Situationen erlebt, die zumindest nicht alltäglich waren.

So ließ sich bei meinem Rückflug von Aserbaidschan nach Deutschland die rechte Landeklappe nicht mehr bewegen, wodurch wir fast eine Stunde über München kreisen mussten, bevor sie wieder funktionierte.

Beunruhigend war auch die Situation in Argentinien, als in 10.000 Meter Höhe plötzlich ohne Grund die Sauerstoffmasken auf uns herabfielen.

Ebenso spannend waren alle Landungen in Mali, welches wir mit einem uralten russischen Antonow-Flugzeug bereisten, um letztendlich nach Timbuktu, der Karawanenstadt in der Sahara, zu kommen. Die Reifen dieses Flugzeuges besaßen handtellergroße Löcher, die keinen Gummibelag mehr hatten (Foto 01).



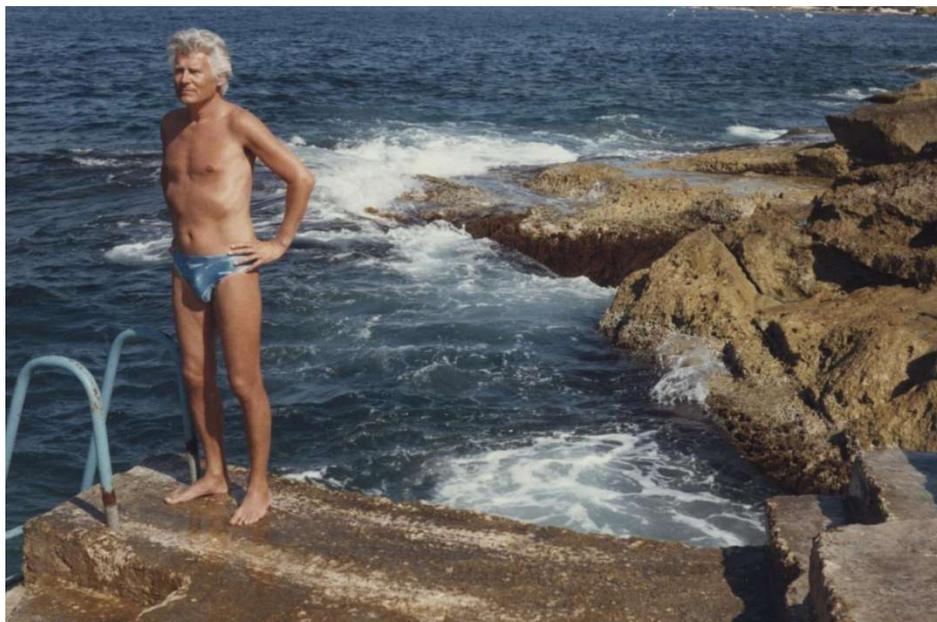
Unsere Flugzeugreifen

Wie viele andere gefährliche Situationen die Flugzeuge, in denen ich saß, überstehen mussten, weiß ich nicht, da ich während des Fluges meistens unbekümmert gelesen oder geschlafen habe. Deshalb werde ich das Thema Fliegen jetzt auch abschließen.

Über die Gefährlichkeit mancher Ereignisse während einer Reise kann man streiten, denn sie hängt immer von der Betrachtungsweise ab. Ich erlebte Situationen, die ich selbst nur als spannend empfand, während Karin das viel schlimmer sah, oder umgekehrt.
Hier einige Beispiele.

01. MALTA (Juni-Juli 1991):

Nach einer Woche Rundreise durch Malta verlebten wir noch ein paar Tage in einem Hotel mit felsigem Strand. Das Meer war warm und glasklar, der Einstieg ins



Wasser durch eine Stahlleiter an der Felsenkante war einfach (Foto 02).

Ich schnorchelte jeden Tag und genoss die interessante Unterwasserwelt.

Eines Tages bemerkte ich aber nicht, dass während meines Aufenthaltes im Wasser ein Sturm aufzog und das Meer stark

aufwühlte. Mein Kopf war ja immer unter Wasser und die Atemluft bekam ich durch den Schnorchel. Irgendwann fühlte ich dann aber doch, dass ich durch die Wellen ganz schön durchgeschaukelt wurde. Ich beschloss also meine Schnorchelei zu beenden und die Stahlleiter hinaufzusteigen.

Das war aber nicht mehr möglich, denn die hohen Wellen überspülten die Leiter und die Felsen dahinter. Jedes Mal, wenn ich versuchte die Leiter zu fassen, wurde ich an die Felsen geworfen. Bevor ich dort Halt fand, zogen mich die Wellentäler wieder von der Leiter fort ins aufgewühlte Wasser. Bei jedem Aufprall auf die Felsen bekam ich Schürfwunden am Oberkörper, die sofort zu bluten anfangen. Das Blut sah man aber nicht, denn es wurde ja gleich vom Salzwasser fortgespült. Karin stand am Ufer und ratschte mit einer anderen Frau. Wie sie mir später sagte, erkannte sie die Gefahr für mich nicht. Im Gegenteil, sie fand es lustig, wie ich von den Wellen hin und her geworfen wurde und immer wieder unter Wasser verschwand. Mein Gesichtsausdruck muss dabei auch nicht besonders intelligent ausgesehen haben.

Wie lange ich mit den Wellen und den scharfkantigen Felsen kämpfte, weiß ich nicht, aber schließlich gelang es mir doch, mich einmal an der Stahlleiter festzuklammern und an Land zu ziehen.

Außen angekommen, fingen meine vielen Wunden natürlich sichtbar zu bluten an, weil ja kein Wasser mehr da war, meinen Körper zu reinigen. Erst jetzt erkannte Karin, welche kritische Situation ich eben überstanden hatte.

Bei einem Aufprall auf die Felsen hatte ich mir auch den rechten Ellenbogen angebrochen, was mich in den folgenden Wochen bei meinem Liebesleben stark behinderte.

02. AUSTRALIEN (März 1994):

Das Wahrzeichen von Australien und damit die bekannteste Sehenswürdigkeit ist der Ayers Rock, der heilige Berg der Aborigines-Ureinwohner. Er liegt mitten in der zentralaustralischen Wüste und ist kein Monolith, sondern der Teil einer unterirdischen Gesteinsschicht, die im Laufe von Millionen Jahren freigelegt wurde.

Bei unserem ersten Australien-Aufenthalt war der Besuch des Ayers Rocks natürlich Pflicht (Foto 03).



Bereits vor Sonnenaufgang kletterten wir auf allen Vieren die steile und glatte Felswand hinauf, wobei Karin mit ihren profillosen Turnschuhen große Schwierigkeiten hatte.

Nach dem Wiederabstieg fuhren wir mit einem Bus rund um den gewaltigen Felsen und besichtigten alle Höhlen, die nicht als Heiligtümer der Aborigines verboten waren.

Bei einer Rast während der Umrundung sahen wir diese fremdartigen Menschen, die selbstgefertigte Schnitzereien verkauften. Unsere Reiseleiterin machte uns darauf aufmerksam, die Aborigines auf keinen Fall zu fotografieren, da dies strengstens verboten sei. Weil bei meiner bisherigen Fotosammlung diese Art von Menschen aber noch fehlte, juckte es mich natürlich sehr stark im Zeigefinger am Auslöser. Und es kam, wie es kommen musste, ich schoss ein Foto aus der Hüfte. Den relativ lauten Klick meiner Spiegelreflexkamera hörte aber die Aborigine-Frau, die ich mit ihrem Mann fotografiert hatte. Sie schoss wie eine von der Schlange Gebissene auf mich zu, wollte mir den Fotoapparat entreißen und schrie in ihrer Sprache unverständliche Worte für mich. Das einzige, was ich verstand, klang so ähnlich wie Polizei. Unsere Reisegruppe nebst Reiseleiterin war auch nicht mehr zu sehen, so dass ich in einem Kreis von Aborigines stand, die alle auf mich einschrien. Da ich diese unangenehme Situation schnell wieder beenden wollte, bot ich der keifenden Frau fünf australische Dollar an, die sie aber nicht annahm. Einer der umstehenden Einheimischen konnte etwas Englisch und erklärte mir, dass die Frau den Film aus der Kamera wollte. Im anderen Fall würde sie mich von der Polizei verhaften lassen. Gegen meine Verhaftung hätte ich ja keine großen Einwendungen gehabt, denn nach spätestens 20 Jahren wäre ich wegen guter Führung wieder entlassen worden. Aber meinen Film mit allen Aufnahmen vom Ayers Rock wollte ich auf keinem Fall wieder hergeben, weshalb ich vor Aufregung ganz schön ins Schwitzen kam.

Im Bus sprach sich inzwischen herum, dass einer der Gruppenteilnehmer verhaftet worden sei. Da ich noch fehlte, wusste Karin sofort, wer das nur sein konnte. Sie schickte mir deshalb die Reiseleiterin zu Hilfe. Was mir nicht gelungen war, erreichte sie nach langer Diskussion und Verhandlung schließlich doch, nämlich, dass ich mich mit fünf Dollar bei der Aborigine-Frau freikaufen konnte. Dazu kam natürlich am Schluss der Reise noch ein wesentlich höheres Trinkgeld für Brigitte, meine Reiseleiterin, was ich aber gern gab.

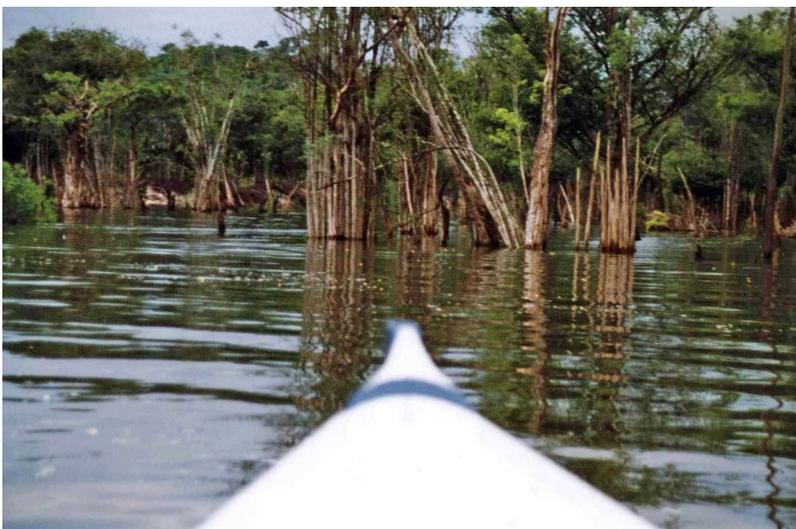
Als zu Hause dann das Foto entwickelt war, stellte ich fest, dass es in der Eile beim Aufnehmen total unterbelichtet war. Diese Aufregung hätte ich mir also ersparen können, denn bei der nächsten Reise in Westaustralien konnte ich noch etliche Ureinwohner fotografieren (Foto 04).



Aborigines-Familie

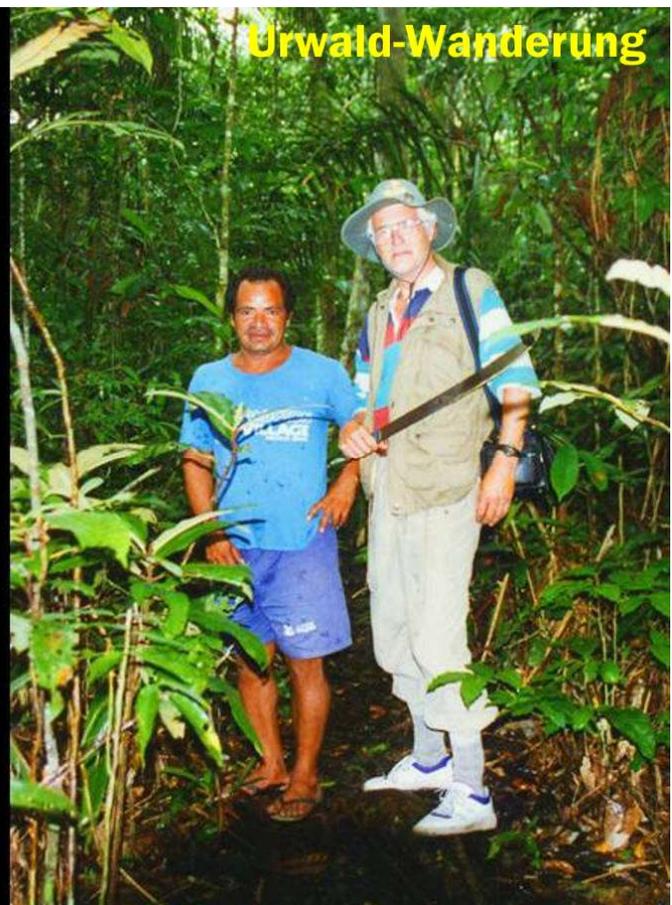
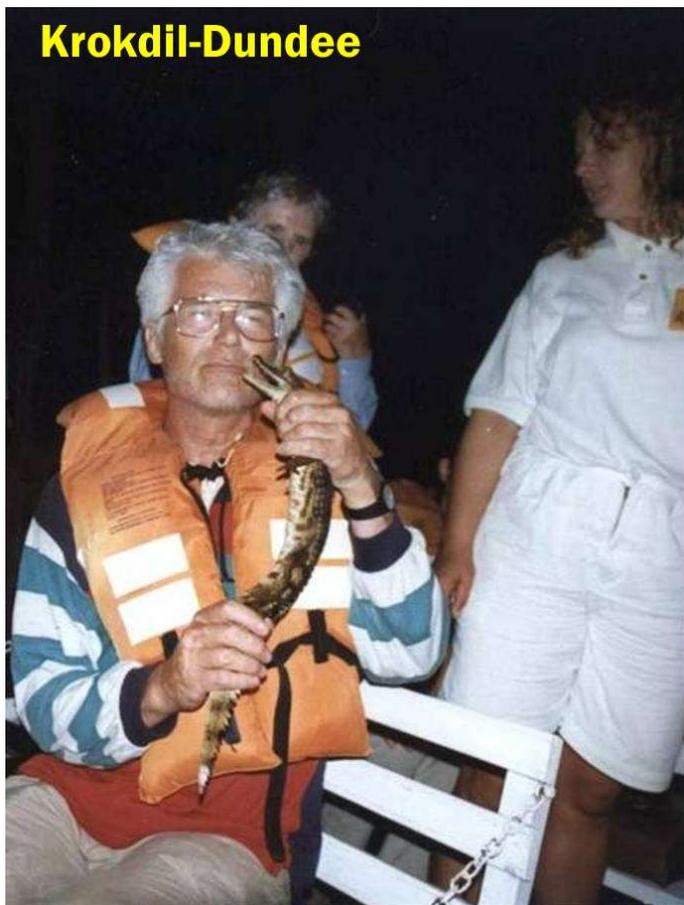
03. BRASILIEN (November 1996)

Im Rahmen unserer Brasilien-Rundreise flogen wir von der Hauptstadt Brasilia nach Manaus am Amazonas-Fluss. Nachdem wir dort das bombastische Opernhaus der ehemaligen Kautschuk-Barone besichtigt hatten, fuhren wir mit einem kleinen Dampfer mehrere Stunden flussabwärts. Dann mussten wir in schmale Motorboote umsteigen, die uns in einen engen Seitenarm des Amazonas brachten. Auch dort fuhren wir längere Zeit durch den dichten Regenwald, wobei wir uns immer wieder zwischen den vielen Bäumen durchschlängeln mussten, die im Wasser standen (Foto 05).



Schließlich kamen wir aber doch gut in unserer kleinen, aber gemütlichen Urwald-Lodge an.

Die nächsten drei Tage waren ausgefüllt mit einem Programm, das uns das Leben im Amazonas-Regenwald näherbringen sollte. Wir fuhren mit einem kleinen Boot auf dem Flussarm entlang und sahen, wie verzweigt das Wassersystem des Amazonas ist. Dabei holte unser einheimischer Führer eines Abends auch ein junges Krokodil aus dem Wasser, was für ihn nicht ungefährlich war, da die Mutter des Kleinen sicher ganz in der Nähe lag. Auch eine Urwaldwanderung mit einem Indianer unternahmen wir, wobei wir uns teilweise mit einer Machete den Weg durch die dichte Vegetation schlagen mussten (Foto 06).



Es wurde uns immer wieder eingetrichtert, sich keinen Meter von der Gruppe zu entfernen, da es hier neben Krokodilen auch viele giftige Schlangen und Spinnen gibt.

Ein älterer Mann aus der Reisegruppe nahm wegen der hohen Temperatur an einer unserer Urwald-Wanderungen nicht teil. Als ich ihn nach unserem Ausflug fragte, was er denn inzwischen gemacht habe, erzählte er mir, dass er immer am Weg entlang des Flussarmes gegangen und nach ca. einer halben Stunde in einem Eingeborenen-Dorf gelandet sei. Dort hätte er das Treiben dieser Leute erlebt.

Wir hatten noch über eine Stunde bis zum gemeinsamen Essen Zeit, weshalb ich spontan beschloss, diese Tour auch noch vorher zu machen. Da Karin wegen der großen Hitze und Luftfeuchtigkeit nicht mitwollte, andere Gruppenteilnehmer dazu aber auch keine Lust hatten, wollte ich es halt allein machen. Das wiederum erlaubte Karin nicht, da sie mich auf Reisen wegen meinen leichtsinnigen Extratouren nie allein ließ. Also trabte sie schimpfend hinter mir her.

Wir gingen den schmalen Weg am Flussarm entlang, so wie das der Mann beschrieben hatte, bis dieser Weg vom Fluss weg in den Wald führte. Was sollte ich nun tun, dem Weg oder dem Fluss folgen? Ich entschloss mich am Wasser zu bleiben und verließ den Weg. Das Dickicht wurde aber bald mit jedem Schritt dichter, so dass wir immer schlechter vorankamen (Foto 07).



Umkehren wollte ich aber auch nicht, da ich mir nicht die Blöße geben konnte, das Dorf nicht gefunden zu haben, obwohl der viel ältere Mann das geschafft hatte. Also ging ich mit Karin im Schlepptau weiter, wobei meine Arme und Beine von den scharfkantigen Blättern und Lianen der Bäume langsam immer mehr bluteten. Nach

einiger Zeit hörten wir das Geräusch von einem krähen Hahn, und ich nahm an, dass das Dorf ja nun nicht mehr weit sein konnte. Wir verließen also den Flussarm und kämpften uns durch das Gehölz in Richtung Hahnenschrei. Nach einiger Zeit erreichten wir wieder einen schmalen Flussarm, dem wir nun folgten, da er in Richtung des Hahns führte. Aber zu meinem Kummer wurde das Dickicht immer dichter, und ich konnte meine Schnittstellen an den Armen und Beinen gar nicht mehr zählen. Auch Karin hatte inzwischen einige, obwohl sie immer hinter mir herging.

Schließlich konnte ich nicht mehr weiter, und ich beschloss trotz der Schande, das Dorf nicht erreicht zu haben, endlich umzukehren. Da fiel mir siedend heiß ein, dass ich die Stelle ja nicht mehr wusste, an der wir die Flussarme gewechselt hatten. Die Umgebung sah ja immer gleich aus. Ich musste mich jetzt entscheiden, am Wasser zu bleiben oder wieder quer durch den Regenwald zu laufen. Wenn dieser Flussarm einen Bogen macht und schließlich an der Lodge vorbeiführt, wären wir gerettet.

Wenn er jedoch nicht in den ursprünglichen Wasserlauf mündet, sondern parallel dazu verläuft, dann entfernen wir uns immer mehr von unserer Lodge. Ich blieb aber am Wasserlauf und kämpfte mich wieder zurück, in der Hoffnung, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. An Krokodile, Spinnen und Schlangen dachten wir zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht mehr, denn wir wollten nur noch unsere Lodge erreichen. Der Abstand zwischen mir und Karin wurde immer größer, und schließlich war sie ganz verschwunden. Ich hörte sie zwar um Hilfe rufen, aber sehen konnte ich sie nicht mehr. Ich robbte mich also wieder zurück. Plötzlich tauchte aus einem tiefen Loch ein Wesen auf, das von oben bis unten mit gelben Spinnweben umhüllt war. Es war Karin, die man aber nicht mehr erkennen konnte. Diese Situation zeigt, wie ich zu dem Zeitpunkt bereits in Panik war, denn es wäre mir sonst nie passiert, so ein Foto auszulassen. Die Panik wurde noch verstärkt durch die Nebenwirkungen der Malaria-Prophylaxe "Lariam", die bei mir den Herzschlag sogar in Ruhestellung verdoppelte.

Nach etwa einer weiteren halben Stunde konnten wir aufatmen, denn wir erreichten wieder den Weg, auf dem wir gestartet waren. Diesen hätten wir weiter in den Wald folgen müssen, dann wären wir im Eingeborenendorf angekommen. Da hatte sich der ältere Mann mir gegenüber nicht klar genug ausgedrückt, oder ich hatte ihm nicht genau zugehört. Dieses Dorf besuchten wir übrigens am nächsten Tag gemeinsam mit unserer Reisegruppe (Foto 08).



Als wir die anderen Gruppenmitglieder erreichten, gab es für mich erst einmal heftige Vorwürfe von unserer brasilianischen Reiseleiterin. Jeden Morgen danach erkundigte sie sich einfühlsam bei Karin, wie ihre Schnittwunden

heilten. Mich, der an Armen und Beinen viel tiefere Verletzungen hatte, ignorierte sie völlig.

Als wir mit dem Dampfer wieder nach Manaus zurückfuhren, kam eine fremde Frau auf mich zu und fragte mich, ob sie einmal meine zerschnittenen Arme sehen

dürfte, von denen sie schon erfahren hatte. Es kann ja durchaus sein, dass unser Urwaldausflug am Amazonas bereits im brasilianischen Fernsehen gesendet wurde!?!?

Nach einigen Tagen sprach auch meine Reiseleiterin wieder mit mir, denn sie konnte sich meinem Naturcharme "Frauen gegenüber" nicht auf Dauer verschließen.

Am Ende der Reise sagte sie aber zu Karin: "Ihr Mann ist ja ein netter Kerl, aber schwer zu beißen!"

04. JEMEN (März 1997):

Vor unserer Reise in den Jemen gab es dort einige Entführungen von Touristen durch die verschiedenen Stammesverbände. Diese waren für die Beteiligten zwar etwas unangenehm, aber nicht lebensgefährlich. Die Entführer wollten von ihrer Regierung für die Freilassung der Geiseln nur geringfügige Gegenleistungen, wie die Grabung eines Brunnens oder den Bau einer kurzen Dorfstraße.

So erging es auch den 7 entführten deutschen Motorrad-Touristen, die eine Woche vor unserem Jemen-Aufenthalt wieder frei gelassen wurden. Da wir dennoch unsere Reise dorthin nicht absagen wollten, hielten uns alle Bekannten für leichtsinnig und verrückt.

Jedes Mal, wenn wir auf dieser Jemen-Reise ein Stammesgebiet wechselten, erwarteten uns wild aussehende Gestalten mit Krummdolchen und Kalaschnikow-Maschinengewehren. Während unser einheimischer Reiserleiter mit den Stammesführern den Preis für unsere Sicherheit bei der Durchfahrt aushandelte, ging ich manchmal auf diese grimmigen Gesellen zu. Dabei zeigte ich ihnen durch Gesten an, dass sie mir kurz ihr Maschinengewehr überlassen sollten, weil ich mich mit ihnen fotografieren lassen möchte. Die vorher grimmigen Mienen hellten sich durch den Wunsch des verrückten Touristen danach meist auf, und ich bekam mein Gewehr (Fotos 09 und 10).





Das ging dann gut bis zum vorletzten Tag, als wir mit unseren Jeeps von Sana'a nach Marib, der Stadt der ehemaligen Königin von Saba, fahren wollten. Schon in der Hauptstadt Sana'a wimmelte es an diesem Tag von Militär, und während unserer Fahrt nach Marib wurden wir vorn und hinten von je einem bewaffneten Militärfahrzeug begleitet. Auch bei den Besichtigungen wurden wir von unseren Bewachern eingekreist und durften uns nicht entfernen. Das war vor allem für mich, der sich bei Besichtigungen meist selbstständig macht, sehr beengend. Es



Unsere jemenitischen Bewacher

sagte uns aber keiner, warum dieses ganze Theater veranstaltet wurde (Foto 11).

Erst am Abend im Hotel erfuhren wir, dass am Vortag auf der gleichen Strecke vier deutsche Touristen in zwei Jeeps von Stammeskriegern entführt worden waren.

Es stellt sich natürlich die berechtigte Frage, ob es auch uns getroffen hätte, falls wir diese Strecke einen Tag früher ohne Militärschutz befahren hätten. Aber auch diese Geiseln wurden nach 10 Tagen wieder mit oder ohne Lösegeld frei gelassen.

Ich bedaure auch heute noch, dass ich damals so etwas nicht mitmachen durfte, denn das Leben der Geiseln war bei den Entführern nie in Gefahr, und außerdem bekamen die entführten Männer als Geschenk je ein jemenitisches Schwert.

05. CHINA-TIBET (September-Oktober 1998):

Während unserer China-Rundreise besuchten wir auch 10 Tage Tibet. Nach der Besichtigung der Hauptstadt Lhasa und der umliegenden buddhistischen Klöster unternahm unsere Gruppe mit einem einheimischen Bus eine mehrtägige Rundfahrt über spektakuläre, mehr als 5000 m hohe Pässe nach Gyantse und Shigatse, zwei buddhistische Religionszentren.

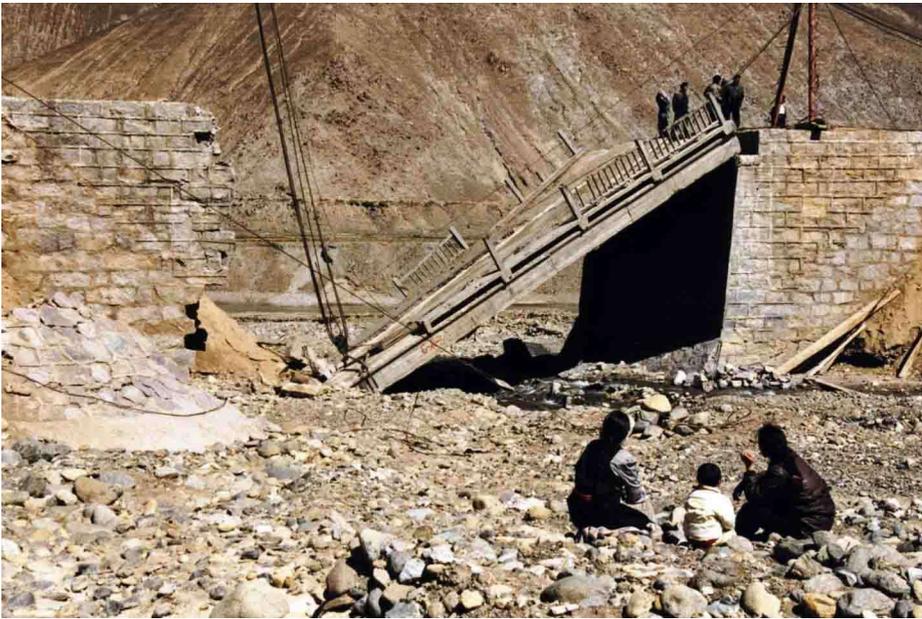
Schon auf der Hinfahrt brach bei dem hinfalligen Bus ein Lüfterrad, so dass der Motor nicht mehr richtig gekühlt wurde. Die Reifen hatten auch keinerlei Profil mehr, und die seitliche Führung der Radaufhängung war unvollständig, wodurch Schaukelbewegungen des Busses nicht mehr gedämpft werden konnten.

Besonders kritisch wurde die Rückfahrt nach Lhasa, da hier von den Chinesen eine Bergstraße angelegt war, die aber bereits mehrfach vom Regen unterspült und seitlich abgebröckelt war. Ich saß auf der rechten Seite und hatte immer einen "angenehmen Blick" nach unten in die unbefestigte Schlucht (Foto 12).



Es war für uns alle eine beklemmende Fahrt, vor allem, wenn der Bus wieder ungebremst zum Schaukeln anfing, während die Räder nur wenige Zentimeter am Abgrund entlang knirschten. Zu allem Unglück kamen wir auch noch

an eine Brücke, die kurz vorher eingestürzt sein musste. Da die Reparatur erst begonnen hatte und sicher noch Tage dauern würde, blieb uns nur die Möglichkeit, den schmalen Fluss zu Fuß zu durchqueren. Die wenigen Gehbehinderten unserer Gruppe durften im klapprigen Bus den Wasserlauf durchfahren (Fotos 13 und 14).



Alle Gruppenmitglieder beschlossen während der Fahrt, zum Buddhismus überzutreten, wenn wir wieder gesund in Lhasa ankommen sollten. Wir schafften es auch bis 50 m vor unserem Hotel, denn dort gab der klapprige Bus endgültig den Geist auf.



06. INDIEN (Februar 1999):

Diese universelle Reise zählte für mich bisher zu den interessantesten Reise-Erlebnissen. Wir besichtigten Nordindien, Nepal und waren inzwischen in Bhubaneshwar an der Ostküste Indiens angekommen, von wo wir mehrere Besichtigungen in die Umgebung starteten.

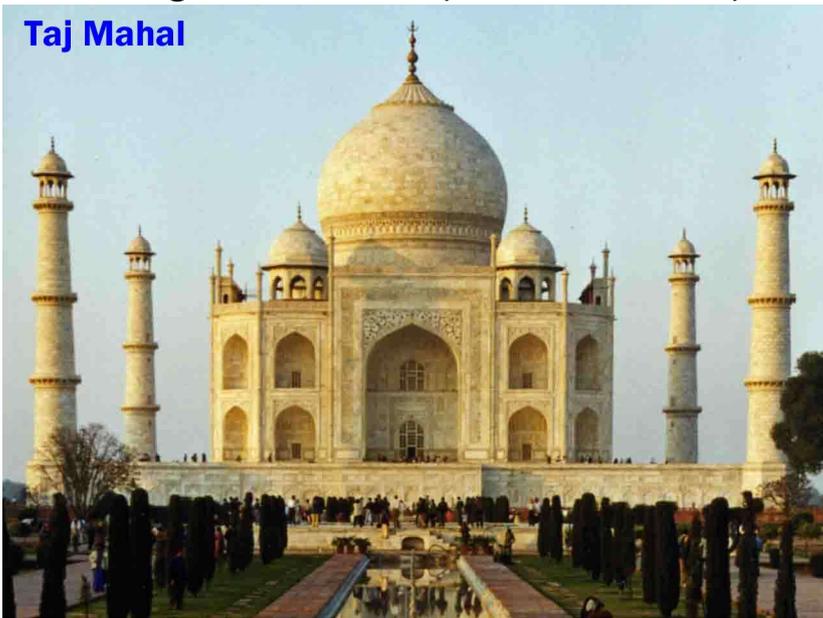
Das Wichtigste auf einer Reise ist für mich immer meine Fototasche, die ich nie aus der Hand gebe oder allein im Hotelzimmer zurücklasse. So war es auch an diesem Abend beim Essen in unserem Hotel, denn sie stand immer neben mir. Als wir mit unserer Reisegruppe nach dem Essen aufbrachen, sah ich, dass eine Frau von unserem Tisch ihre Handtasche vergessen hatte. Ich nahm diese heimlich an mich, versteckte sie hinter meinem Rücken und schlenderte neben der Frau her. Erst als diese in ihr Zimmer abbog, fragte ich sie, ob sie denn diesmal keine Tasche dabei hatte. Da fiel ihr ein, dass sie diese im Speisezimmer des Hotels

(Seite 12)

vergessen hatte. Sie kehrte um und lief schreckensbleich im Eiltempo in Richtung des Restaurants. Da sie meiner Meinung nach nun genug gelitten hatte, schwenkte ich ihre Handtasche in die Höhe, und sie fiel mir dankbar um den Hals. Am nächsten Morgen galt mein erster Blick wie immer meiner Fototasche. Aber wo war die? Ich suchte das ganze Hotelzimmer ab, aber da war keine Tasche! Nun fiel mir siedend heiß ein, dass ich diese durch meinen Schabernack mit der Frau im Restaurant vergessen haben musste. Karin sagte später, dass ich noch nie so schnell angezogen war, wie an diesem Morgen.

Im Hotelrestaurant speisten ja auch fremde Inder, und für die wäre meine Tasche eine Fundgrube gewesen. Ich hatte unser ganzes Reisegeld nebst Kreditkarte, Flugscheine und Reisepässe darin; natürlich auch meine komplette Fotoausrüstung und etwa 20 belichtete Filme von Nordindien und Nepal. Der Verlust der Filme wäre für mich das Schlimmste gewesen, da ich auf dieser Rundreise bisher so interessante Motive aufgenommen hatte. Das waren z. B. in Nordindien das Taj Mahal in Agra oder die Badeszenen der Hindus im heiligen Fluss Ganges in Varanasi (Fotos 15 und 16).

Taj Mahal

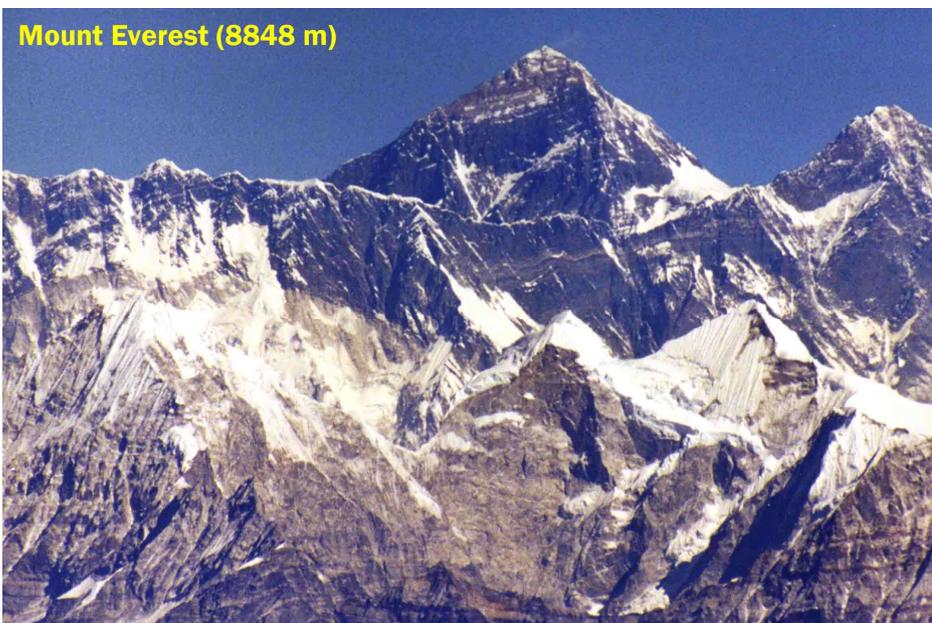


Bad im Ganges



Verbrennungsstätte

Genauso wichtig waren für mich die Verbrennungsstätten in Kathmandu, der Hauptstadt Nepals, oder der Sonderflug zum Mount Everest, dem mit 8848 m höchsten Berg der Erde (Fotos 17 und 18).



Mount Everest (8848 m)

Ich raste also in das Restaurant und fragte die Bedienung, ob sie meine Tasche gefunden hätte.

Natürlich hatte dieser Inder keine Ahnung, da ja gestern Abend ein anderer im Dienst war. Da könne mir nur der Hotelmanager weiterhelfen. Nach langer Diskussion mit meinem nicht so guten Englisch hatte ich endlich den Hotelmanager am Telefon, und der konnte mir wenigstens den Namen und die Telefonnummer des Kellners nennen. Durch einen Anruf bei diesem erfuhr ich schließlich, dass er die Fototasche noch am gleichen Abend bei unserem Reiseleiter abgegeben hatte. Aber dieser hatte, wie sich gleich herausstellte, weder die Tasche noch eine Ahnung, wo sie sein könnte.

Also begann die ganze Prozedur wieder von vorn, bis ich noch einmal den gestrigen Kellner an der Strippe hatte. Der erinnerte sich schließlich auch an die Zimmernummer, bei der er meine Tasche abgegeben hatte. Es war natürlich

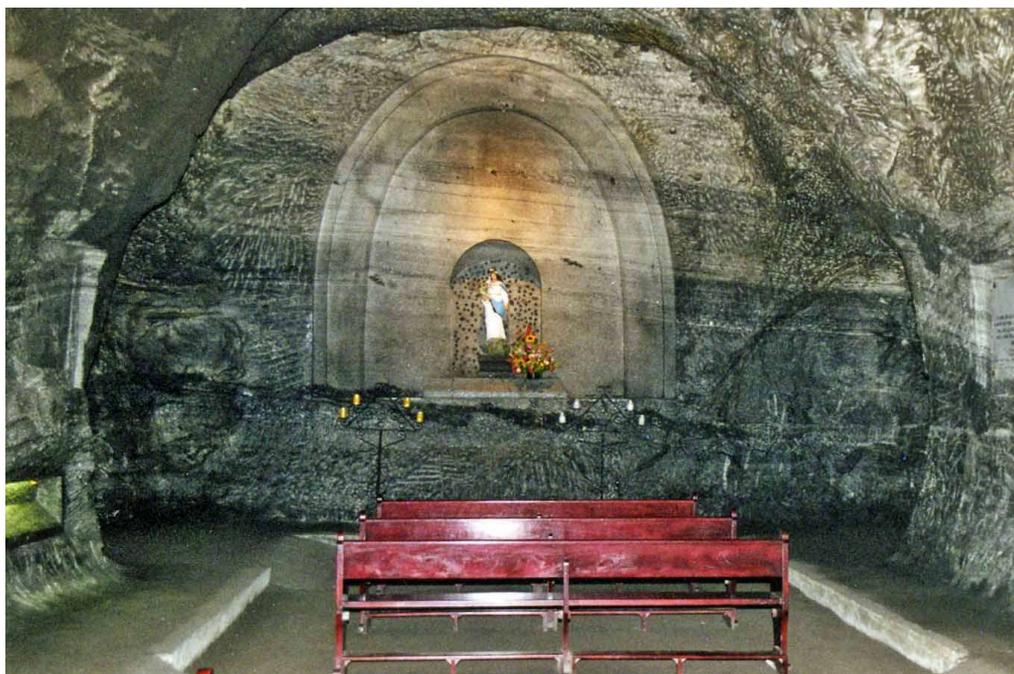
nicht die unseres Reiseleiters. Ich raste also zu diesem Zimmer, und es öffnete ein anderer Teilnehmer unserer Gruppe. Der hatte Gott sei Dank die Fototasche, und die bisher schlimmste Stunde von allen meinen Reisen war damit beendet. Ich habe noch nie so gern 50 US-Dollar Finderlohn an eine Person gegeben wie meinem indischen Kellner.

07. KOLUMBIEN (Oktober 2000):

Wir besuchten nur einen kleinen Teil dieses Landes, da die Guerilla-Organisation FARC (= Fuerzas Armadas Revolucionarias de Columbia) durch Mord und Entführungen dort ihr Terror-Regime ausübte.

Deshalb durften wir uns nur als geschlossene Gruppe bewegen und den Bus an Stellen verlassen, an denen es von unserem einheimischen Reiseleiter erlaubt wurde. Nach der Besichtigung der Hauptstadt Bogota fuhren wir am nächsten Tag zur Salzkathedrale in Zipaquirá, einem ehemaligen Salzbergwerk 50 km nördlich der Hauptstadt, in dessen Stollen eine Salz-Kathedrale geschlagen worden war

(Foto19).



Dort verloren Karin und ich aber die Gruppe, da ich wieder einmal, wie so oft beim Fotografieren, zu lange geträdelte und die Orientierung im verzweigten Stollensystem verloren hatte. Wir gelangten zwar irgendwann an einen Ausgang, an dem aber weder

unsere Gruppe noch anderen Leute auf uns warteten.

Ich ließ also Karin am Stollenausgang zurück und machte mich auf den Weg, um den Bus zu suchen. Dabei war ich natürlich ganz allein und musste auch an einer Gruppe von verwegenen Gestalten vorbei, denen ich normalerweise nicht begegnen wollte. Ich hatte in diesem Moment keine Angst wegen einer Entführung, aber wegen meiner Fotoausrüstung. Wenn diese kolumbianische Meute es angelegt hätte, mir die Kamera zu entreißen, hätte ich nicht viel dagegen unternehmen können, denn ich bin ja weder ein kräftiger Goliath noch ein lebensmüder Held. Nach etlichen Irrwegen fand ich dann aber glücklicherweise den Bus und fuhr mit ihm zur verstörten Karin, bevor wir die restliche Gruppe wieder aufnahmen.

08. ISLAND (Juni 2001):

Bei unserer Rundreise durch Island kamen wir u. a. auch zu einem Wasserfall beim Ort Berufjördur. Die Besucherplattform war eingezäunt, aber man hatte von dort keinen guten Blick auf den gesamten Wasserfall, was mir als Hobby-Fotograf gar nicht gefiel.

Während die Gruppe brav auf der Plattform stand, kletterte ich über die Absperrung und kraxelte in Richtung Wasserfall. Mein Weg war sehr abschüssig und mit losem Geröll bedeckt. Plötzlich begann ich auf die senkrechte Felsenkante unter mir zu rutschen, die den Wasserfall in eine Schlucht lenkte. Die Reiseleiterin, die wie die anderen Gruppenmitglieder diese Rutschpartie sah, schrie zu Karin: "Umdrehen und nicht hinsehen!" Für die Zuschauer sah das vielleicht viel gefährlicher aus, als ich es empfand. Denn meine Gedanken in dem Moment waren: "Mein Rutschen wird vor dem Absturz über die Felsen schon wieder zum Stillstand kommen." Und so war es dann auch, denn ein Meter vor dem Abgrund hatte ich wieder festen Halt unter den Füßen.

Von hier konnte ich natürlich einige Fotos vom ganzen Wasserfall schießen, obwohl das bei weiten nicht der schönste von allen unseren Reisen war (Foto 20).



Zurück bei der Gruppe, redete Karin den ganzen Tag kein Wort mehr mit mir, obwohl ich es doch nur gut mit ihr gemeint hatte und ihr ein Leben als begüterte Witwe ermöglichen wollte. Die Reiseleiterin umarmte mich aber erleichtert und flüsterte mir ins Ohr, dass sie so schreckliche Angst um mich hatte. Auf der restlichen Rundreise ließ sie mich nicht mehr aus den Augen und rief mich gleich zurück, wenn ich mich etwas Verbotenem näherte.

09. ANTARKTIS (Februar-März 2003):

Auf unserer Schiffsreise von Südamerika in die Antarktis besuchten wir auch die antarktische Insel "Südgeorgien".

Dort erlebten wir das Naturereignis "Katabatische Winde (= Fallwinde)". Dabei kühlt die Luft oberhalb der Eisfläche auf einem Berg stark ab. Weil diese Luft dadurch schwerer als ihre Umgebung wird, braust sie plötzlich mit extremer Geschwindigkeit diese Fläche hinunter, wie z. B. einem Gletscher, und erreicht dabei eine Geschwindigkeit bis zu 300 km pro Stunde.

Wir fahren also bei leicht gekräuselter Meeresoberfläche und geringer Windstille an so einem Insel-Gletscher vorbei, als uns ein Fallwind mit voller Wucht von der Seite traf (Foto 21).



Von einer Sekunde zur anderen neigte sich das Schiff zur Seite, ohne dass es schaukelte, und blieb fast eine halbe Stunde in dieser Lage (Foto 22).



Alles was auf den Tischen stand, flog auf den Boden. Auch die Stühle fielen um und rutschten durch die Schiffsräume. Gottseidank waren alle Passagiere und Besatzungsmitglieder nicht mehr an Deck. Karin und ich standen im obersten Restaurant
(Seite 17)

und beobachteten dieses Naturschauspiel. Da ich nicht richtig durch die mit Wasser besprühten Scheiben fotografieren konnte, klemmte ich mich durch die Außentür auf das hintere Schiffsdeck. Dort im Windschatten eines Vorbaus war es relativ windstill und ich konnte meine Fotos schießen. Aber als ich einen Schritt zur Seite trat, erfasste mich dieser Katabatische Wind und schleuderte mich über das Deck in Richtung Reling. Glücklicherweise prallte ich auf einen Abstützpfiler, an dem ich mich festklammern konnte. Es dauerte noch ungefähr 15 Minuten, bis wir die Eisfläche der Insel passiert hatten, und der Sturm so plötzlich, wie er gekommen war, wieder aufhörte.

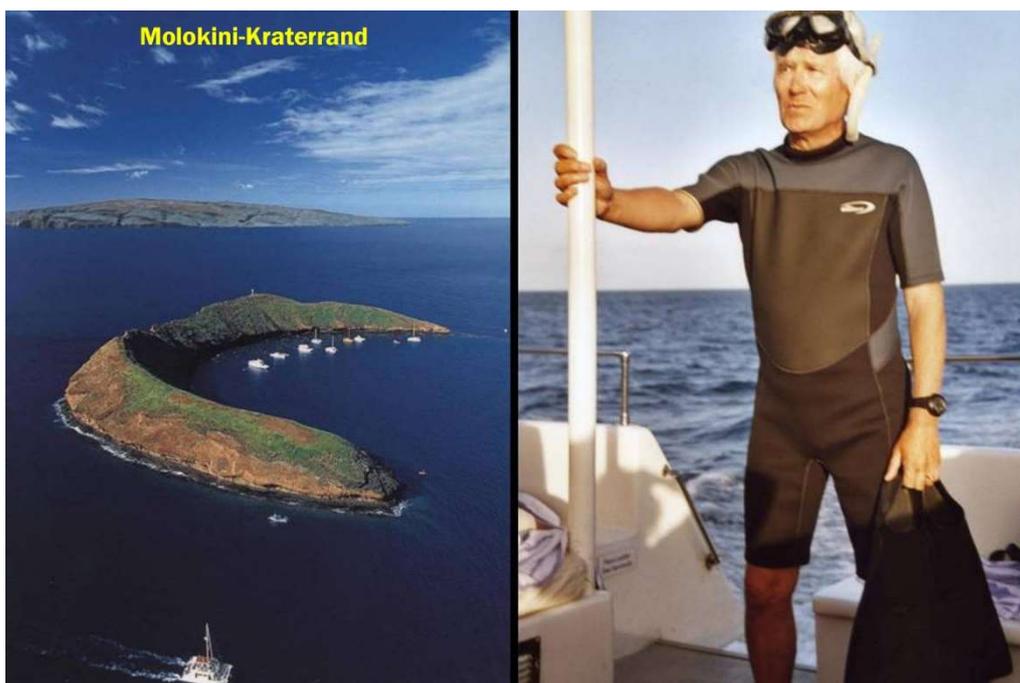
Karin musste das alles mit ansehen und rechnete dabei sicherlich nach, ob sie sich mit der erwarteten Witwenrente noch weitere Schiffsreisen leisten könnte. Ohne diesen Abstützpfiler wäre ich sicher über die Reling geweht worden, und da man dieses Eiswasser nur ca. 5 Minuten überleben kann, brauche ich über die Folgen nicht weiter zu spekulieren.

Immer, wenn wir auf diesem Schiff später eine Reise machten, besuchten wir den Abstützpfiler am oberen Deck, der Karin um die Witwenrente gebracht hat.

10. USA-HAWAII (Dezember-Januar 2005/6)

Nachdem wir alle bewohnten Hawaii-Inseln besucht hatten, fuhren wir zum Abschluss unserer Besichtigungstour mit einem Boot von der Insel Maui zum halb versunkenen Krater Molokini, einem interessanten Tauchgebiet.

Zuerst wurden wir Schnorchler mit einer passenden Ausrüstung eingekleidet, bevor es ins Wasser ging (Foto 23).



Als besonderen Höhepunkt wurde uns neben Korallenbänken und Fischschwärmen auch die riesigen Wasserschildkröten angekündigt, die dort gelegentlich zu sehen sind.

Ich schwamm also mit meiner Unterwasserkamera immer in der Nähe

des Schiffes, da ein relativ hoher Wellengang das Atmen durch das Schnorchel-Rohr schwierig machte. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, als ich doch noch vor mir eine große Wasserschildkröte schwimmen sah. Die musste natürlich mit auf meinen Film, und so bewegte ich mich auf sie zu. In meiner Begeisterung bemerkte ich aber nicht, dass die Schildkröte in Richtung Molokini-Krater schwamm. Ich hielt mich immer an ihrer Seite und konnte auch gute Fotos von ihr schießen (Foto 24).



Plötzlich waren wir am Kraterrand der Insel angekommen und die Schildkröte verschwand hinter einem Felsen. Da schaute ich dann doch einmal auf meine wasserdichte Uhr und stellte fest, dass wir spätestens in einer halben Stunde wieder auf dem Boot sein sollten, da wir pünktlich nach Maui zurückkehren mussten.

Ich schwamm also zügig in Richtung Boot, das relativ weit entfernt lag. Jetzt hatte ich aber den Wind gegen mich und kam fast nicht vorwärts. Langsam wurde ich nervös, da unser Boot nicht näher zu kommen schien. Als die Zeit um war, und ich immer noch ziemlich weit vom Boot entfernt war, versuchte ich mich durch Winken bemerkbar zu machen. Die Besatzung hatte schon den Steg eingezogen, über den wir ins Wasser gestiegen waren.

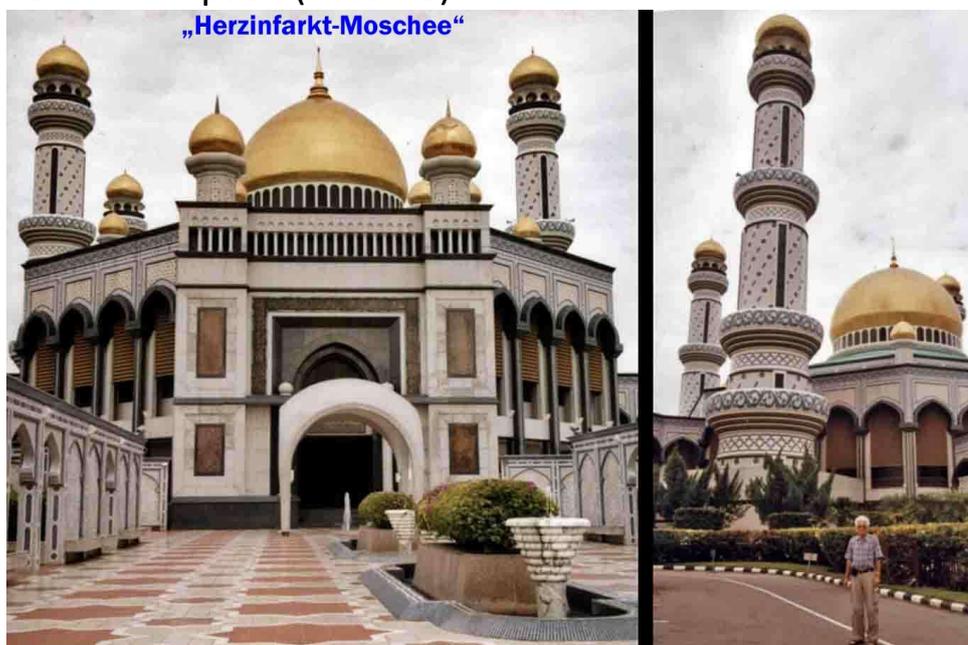
Karin würde mich sicherlich nicht vermissen, denn so, wie ich sie kannte, lag sie in der Sonne auf Deck und grillte ihren "Astral-Leib". Ihr Alter würde schon wieder, wie immer, rechtzeitig auftauchen!

Als das Boot auch noch zum Fahren begann, bekam ich langsam die Krise. Ich schrie und winkte wie verrückt. Da endlich sah mich eines der Besatzungsmitglieder und fuhr mit dem Boot zu mir, um mich wieder an Bord zu nehmen.

11. SULTANAT BRUNEI (Februar 2006)

Auf unserer Kreuzfahrt entlang der Nordküste von Borneo, der drittgrößten Insel der Welt, besuchten wir auch den selbstständigen Staat Brunei. Mit dem Bus fuhren wir ca. eine Stunde von der Küste bis zur Hauptstadt Bandar Seri Begawan. Schon vor unserer Abfahrt am Morgen fühlte ich mich nicht gut, und im klimatisierten Bus hatte ich gleichzeitig Schüttelfrost und Schweißausbrüche. Zuerst besuchten wir die Moschee Jame' Asr Hassanil Bolkiah, in der das Fotografieren strengstens verboten war. Wie üblich konnte ich mich natürlich nicht beherrschen und schwitzte noch stärker, weil ich Angst vor einer Entdeckung hatte.

Da merkte ich plötzlich, dass mir schlecht und schwindlig wurde, und ich ein beklemmendes Gefühl im Brustbereich bekam. "Herzinfarkt" war mein erster Gedanke, Allah hat mich gestraft, da ich in seinem Gotteshaus gesündigt hatte. Bevor ich also sterben würde, musste Karin vor der Moschee noch ein letztes Foto von mir knipsen (Foto 25).



Wir beabsichtigten, mit einem Taxi gleich zum Schiff zurück zu fahren, was aber nicht möglich war. Denn in Brunei sind die Einwohner durch die Öl- und Erdgas-Vorräte so reich, dass jede Familie mehrere Autos besitzt und es folglich keine Taxen gibt. Also musste ich die Besichtigungstour bis zum Ende

durchstehen.

Beim nächsten Bus-Stopp, bei dem die Passagiere mit Booten auf eine kleine Insel mit Pfahlbauten gebracht wurden, legte ich mich aber neben dem Bus auf eine Mauer und ließ mir von Karin den kalten Schweiß abwischen.

Danach wurde noch das volle Besichtigungs-Programm abgespult, was ich mitmachen musste. Wir hielten u. a. vor dem Sultans-Palast und besuchten das königliche Regalien-Museum. Obwohl mir hundeelend zu Mute war, fotografierte ich alles, um keine fotografischen Lücken in meiner weltweiten Dokumentation zu haben. So ein blöder Ehrgeiz!!!

Als wir nach einigen Stunden wieder auf unserem Schiff waren, besuchten wir sofort den Schiffsarzt. Dieser wusste aber nicht so recht, wo er die Elektroden an meinem Oberkörper befestigen sollte, um ein EKG zu erstellen. Er stritt dabei immer mit seiner Krankenschwester, welche die Elektroden anders setzen wollte. Erst am nächsten Tag konnte er Karin sagen, dass in mir etwas passiert sein musste, was er aber nicht genau lokalisieren konnte. Kein Wunder!!! Ich solle mich für die restlichen fünf Reisetage aber sehr schonen.

Da es mir am nächsten Tag schon wieder merklich besser ging, nahm ich ab diesem Zeitpunkt trotz Karins Protest wieder an allen Ausflügen teil.

In Deutschland angekommen, stellte meine Hausärztin sofort einen Hinterwand-Herzinfarkt fest und überwies mich zu einem Kardiologen. Dieser setzte mir nach der Untersuchung mit dem Herzkatheter einen Stent in eine verschlossene Ader und meinte, dass ich ab jetzt lieber Rentnerreisen unternehmen solle. Auf meine Frage, ob er sich vorstellen könne, dass ich nur noch dreiwöchige Studienreisen durch die Lüneburger Heide mache, verneinte er dies lächelnd.

Und ich lebe nach 12 Jahren immer noch!!!

12. INDONESIA (Oktober/November 2006):

- Riesen-Warane sind Tiere aus der Urzeit und leben nur auf der indonesischen Insel Komodo, die ich mit einem Kreuzfahrtschiff besuchte. Karin konnte diese Reise wegen einer Beinverletzung nicht mitmachen.

Diese einmaligen Tiere werden bis zu 4 m lang und wiegen über 150 kg. Sie töten ihre Beutetiere durch einen einzigen Biss, wobei diese aber erst einige Tage später durch die Bakterien im Waran-Speichel sterben. Danach werden



sie von den Waranen gefressen.

Wir durchstreiften in einer kleinen Gruppe die Gegend, in der einheimischen Führer Warane vermuteten. Wir sahen tatsächlich zwei davon, von denen wir aber einen großen Sicherheitsabstand halten mussten (Foto 26).

Danach besuchte unsere Gruppe einen Souvenirladen, was mich aber nicht interessierte. Ich sprach also einen jungen Einheimischen an, dem ich ein Trinkgeld versprach, wenn er mich noch einmal zu den Waranen führen würde.

Der Handel war schnell perfekt, und bald sahen wir wieder einen großen Waran. Ich hob einen Stecken vom Waldboden auf und näherte mich dem Untier. Mein Begleiter warnte mich mit seinem einfachen Englisch, dass ich nicht zu nahe herangehen sollte, weil die Warane bis zu 20 Kilometer pro Stunde schnell laufen können und der Biss tödlich sei, wenn man kein Gegenmittel unmittelbar danach bekommt. Ich näherte mich dem Tier bis auf ca. 2 m, wobei ich immer meinen Holzstecken zwischen uns hielt. Mein einheimischer Begleiter bot mir an,



ein Foto von mir zu machen, bevor mich der Waran auffrisst (Foto 27).

Bei diesem leichtsinnigen Manöver, bei dem ich einen gewissen Nervenkitzel spürte, ging mir schon der Gedanken durch den Kopf, dass meine Reise zu Ende wäre, wenn das Biest mich beißen würde. Aber es war

entweder satt oder hatte Angst vor mir, denn ich überlebte dieses Abenteuer unbeschadet.

- Einige Tage später erreichten wir die Westküste von Neuguinea, der nach Grönland zweitgrößten Insel der Erde. Die westliche Hälfte dieser Insel gehört zu Indonesien, die östliche Hälfte ist der selbstständige Staat Papua-Neuguinea.

Einer unserer Schiffslektoren hatte vor ein paar Jahren im Rahmen eines GEO-Forschungsprogramms ganz in der Nähe uralte Felszeichnungen entdeckt, die nur vom Wasser aus betrachtet werden konnten. Sein Angebot, uns mit den Schlauchbooten dorthin zu fahren, nahmen einige Passagiere an. Zuerst mussten wir zu einem nahe gelegenen Eingeborenendorf fahren, um vom Raja, dem Stammes-König, die Genehmigung für die Besichtigung zu bekommen. Der gab uns einen Begleiter mit, welcher uns erzählte, dass auch in der Nähe des Nachbardorfes solche Felszeichnungen zu sehen seien und er uns dorthin führen könnte.

Weniger als 20 Personen nahmen dieses zweite Angebot an, und so fuhren wir am Nachmittag mit drei Schlauchbooten (= Zodiacs) zu diesen Felszeichnungen. Wir waren gerade dort angekommen, als ein motorisiertes Langboot angeschossen kam, auf dem laut brüllende Einheimische standen. Das Boot drängte sich zwischen die Felsen und uns, und der Anführer beschimpfte uns, weil wir dieses Dorf nicht um Genehmigung gebeten hatten (Foto 28).



Unser Begleiter vom anderen Dorf hätte hier gar nichts zu sagen. Wir sollten zur Strafe 30 US-Dollar bezahlen, dann könnten wir zum Schiff zurückkehren. Ansonsten würden sie uns festnehmen. Da wir aber keinen Landgang, sondern

nur eine Zodiac-Fahrt geplant hatten, konnten wir das Strafgeld nicht zahlen, weil keiner Geld dabei hatte. Das wurde uns als Verweigerung ausgelegt und wir wurden deshalb in das zugehörige Dorf geschleppt, wo wir am Strand anlegen mussten. Eine Flucht war unmöglich, da das Langboot viel schneller war als unsere plumpen Schlauchboote. Unser Lektor wurde in eine Hütte geführt, wo ihm aggressiv angedroht wurde, unsere Schlauchboote mit einem Kris (= Dolch) aufzuschlitzen und uns als Geiseln zu behalten, wenn wir nicht zahlen würden. Das wäre eine echte Entführung mit ungewissem Ausgang gewesen!

Nach langem Palaver einigten sich die Verantwortlichen, dass der Dorfhäuptling mit dem Lektor zum 3 km entfernten Schiff fahren sollte, um das Geld zu besorgen (Foto 29).



Wir mussten unterdessen in den Schlauchbooten vor dem Dorf warten, wobei die Einheimischen uns zwar neugierig, aber nicht abweisend, betrachteten (Foto 30).



Auf dem Schiff wurde der einheimischen Delegation unterdessen nicht nur die 30 US-Dollar übergeben, sondern sie erhielt zusätzlich noch Geschenke. Danach änderte sich die Stimmung grundsätzlich und uns wurde sogar noch ein altes Häuptlings-Grab gezeigt, das auf einem Felsen oberhalb des Meeresspiegels angelegt war.

So endete meine bisher einzige Entführung relativ unspektakulär, aber ich hatte wenigstens eine spannende erlebt, was mir im Jemen vor acht Jahren noch versagt war.

13. PAPUA-NEUGUINEA (Oktober/November 2006):

Obige Kreuzfahrt ging an der Nordküste von Neuguinea weiter, bis wir den Staat Papua-Neuguinea erreichten. Dort erlebten wir exotische Dorffeste mit den Eingeborenen und besuchten traumhafte Korallenstrände (Fotos 31 bis 34).

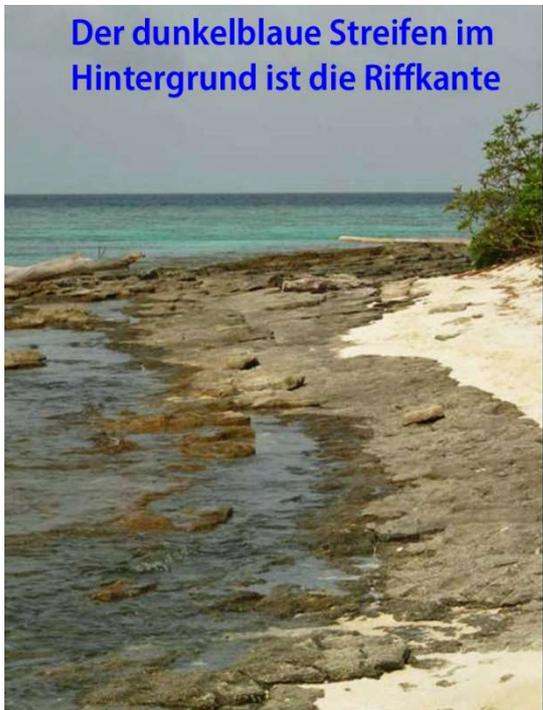




Eines Abends wurden wir auf dem Schiff zu einer Besprechung eingeladen, in der wir erfuhren, dass am nächsten Tag das Schnorcheln nicht innerhalb eines Riffes stattfinden würde, sondern an der Riffkante, wo es Haie gibt. Wir wurden eingehend informiert, wie wir uns bei der Begegnung mit so einem "Ungeheuer" verhalten sollen. Zum Schluss wurde uns

vom Kapitän noch gesagt, dass wir zwar vorsichtig sein müssten, uns deswegen aber nicht in die Hose machen sollten, denn nicht jeder große Fisch sei ein Hai, und außerdem ist ja nicht sicher, ob wir gerade auf deren Speisekarte stehen würden. Sehr beruhigend!!!

Frühmorgens erreichten wir eine kleine Insel, auf der wir das Tauchabenteuer starten wollten. Während unserer Schnorchel-Vorbereitung kam ein kleines Fischerboot an Land, auf dem 2 Eingeborene, Vater und Sohn, standen. Nach der allgemeinen Begrüßung fragte ich den Jungen, der etwas Englisch sprach, warum er denn nur noch einen Arm hätte. Er erklärte uns, dass ihm vor einigen Jahren hier ein Hai den Arm beim Schwimmen abgebissen hätte (Foto 35).



Der dunkelblaue Streifen im Hintergrund ist die Riffkante

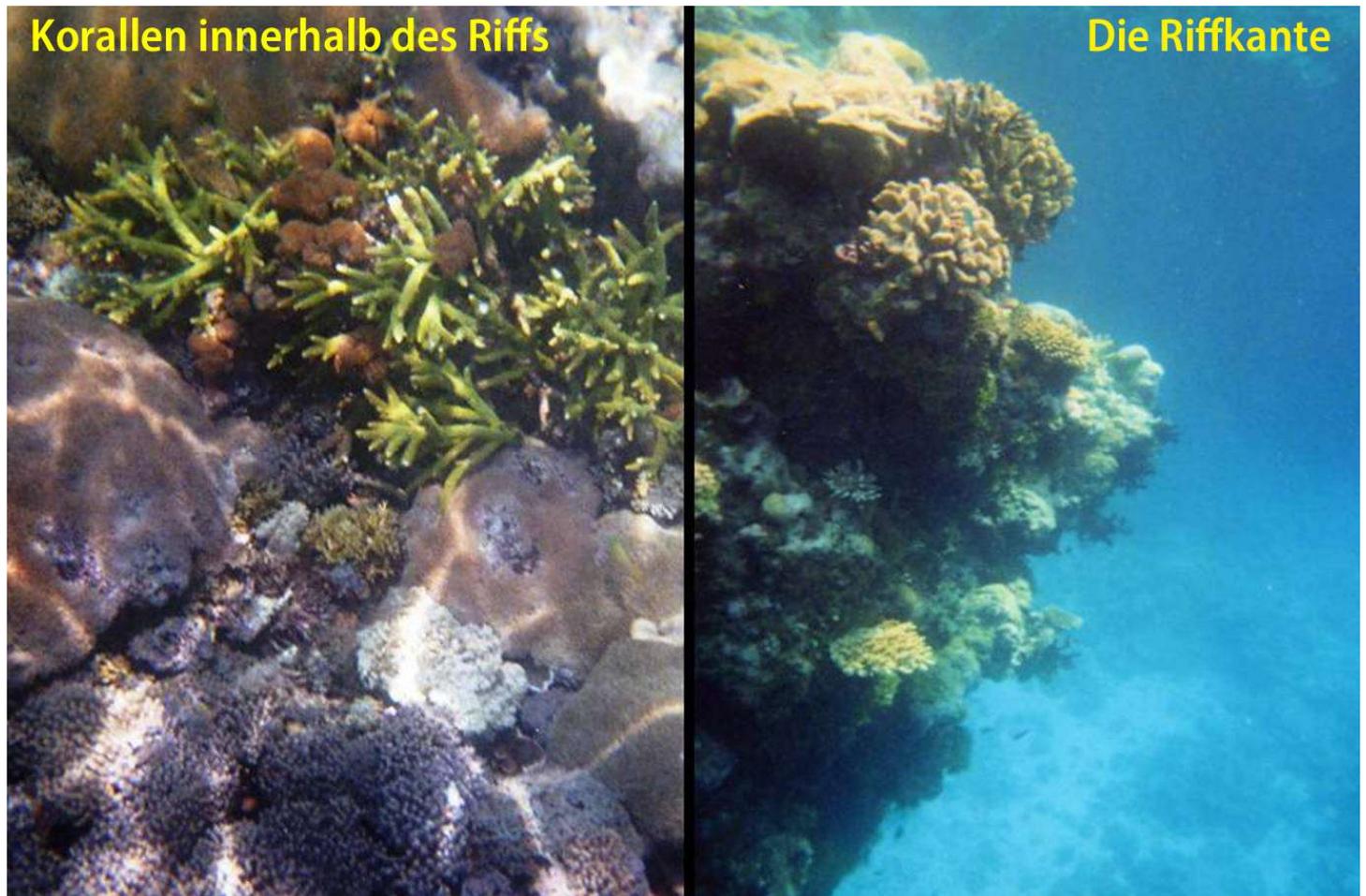


Der einarmige Fischerjunge

Das war ja eine etwas kalte Dusche für uns, aber wir hatten ja noch die Alternative, innerhalb des Riffs zu schnorcheln, in dem Haie kaum hinkommen. Ich begann also auch im Flachen zu schnorcheln und sah eine farbenprächtige

Unterwasserwelt, die ich eifrig fotografierte. Aber das Riff zog mich doch magisch an, und ich näherte mich ihm immer mehr. Alle anderen Schnorchler des Schiffes hatten sich inzwischen verteilt und so war keiner mehr in meiner Nähe.

Dann war ich an der Riffkante, an der die Küste steil ins Meer abtaucht. Das war landschaftlich schon ein Unterschied, wobei aber die Korallenfarben innerhalb des Riffs viel bunter waren, weil sie ja näher am Licht wachsen (Foto 36).



Ich war noch nicht sehr lange an der Riffkante, als ich plötzlich einen etwa 2 m langen Hai auf mich zuschwimmen sah. Nach hinten konnte ich nicht ausweichen, da in meinem Rücken ja die Riff-Felsen lagen, und seitlich auszuweichen machte keinen Sinn. In dem Moment vergaß ich natürlich auch die gestrigen Informationen, wie man sich in so einer Situation verhalten soll. Ich bewegte mich also nicht, begann aber vor Aufregung doch leicht zu schwitzen, soweit das im Wasser überhaupt möglich ist. Ich wusste ja nicht, ob der Hai weiß, dass ich ihm gar nicht schmecken würde. Aber der Arm des einheimischen Fischerjungen hatte einem seiner Hai-Verwandten doch auch geschmeckt!!!

Der Riff-Hai schwamm weiter auf mich zu, drehte aber kurz vor mir ab und begann nach einem großen Bogen mit mir das gleiche Spiel von neuem. Jetzt fühlte ich mich schon etwas sicherer, denn er war bestimmt nur neugierig auf mich komischen Fisch. Als er beim zweiten Mal unter mir vorbei schwamm, schoss ich noch schnell ein Foto von ihm, bevor er nach einigen weiteren Runden hinter der Riffkante verschwand (Foto 37).

Begegnung mit meinem ersten Hai an der Rifffkante



Ich blieb zwar noch eine Zeit lang vor dem Riff, konnte mich aber nicht mehr so richtig auf die Korallenbänke konzentrieren, weil ich ständig in Richtung offenes Meer schaute. Im Grunde genommen war meine erste Begegnung mit einem Hai recht

unspektakulär, aber sie hatte mich doch leicht beunruhigt. Der allgemein verbreitete Mythos vom "Meeresmonster" und die dadurch hervorgerufenen Urängste der Menschen nahmen natürlich auch von mir Besitz. Bei späteren Reisen, auf denen ich noch zwei weitere Hai-Begegnungen im Meer hatte, regte mich das nicht mehr so sehr auf.

Zurück am Strand, erfuhr ich von 2 anderen Schnorchlern, dass sie diesen oder einen ähnlichen Hai ebenfalls an der Rifffkante gesehen hatten.

14. RUSSLAND (August 2008):

Nachdem ich von Frankfurt nach Jekaterinburg im Ural-Gebirge geflogen war, fuhr ich über Nacht mit der originalen Transsibirischen Eisenbahn bis nach Omsk in West-Sibirien. Karin konnte diese Reise wieder nicht mitmachen, da sie sich vorher in Bhutan einen Bandscheibenvorfall geholt hatte. In Omsk bestieg ich ein ehemaliges russisches Lazarettschiff, das mich auf den beiden Flüssen Irtysh und Ob bis zur Stadt Salechard am nördlichen Eismeer brachte. Dort wechselte ich in Putins Präsidenten-Express, der mich nach Moskau bringen sollte. Der Zug hielt in mehreren interessanten, aber teilweise auch nichtssagenden Städten, in denen unsere Reisegruppe Besichtigungen vornahm.

Die letzte Station etwa 350 km vor Moskau war die unbekannte Stadt Danilow, in welcher der Zug zwei Stunden ungeplanten Aufenthalt haben sollte. Wir durften während dieser Zeit im Ort spazieren gehen, was aber nur wenige wegen des leichten Regens taten. Da wir Wasserfesten alle unterschiedliche Interessen hatten, war ich bald allein in dieser "Prachtoase".

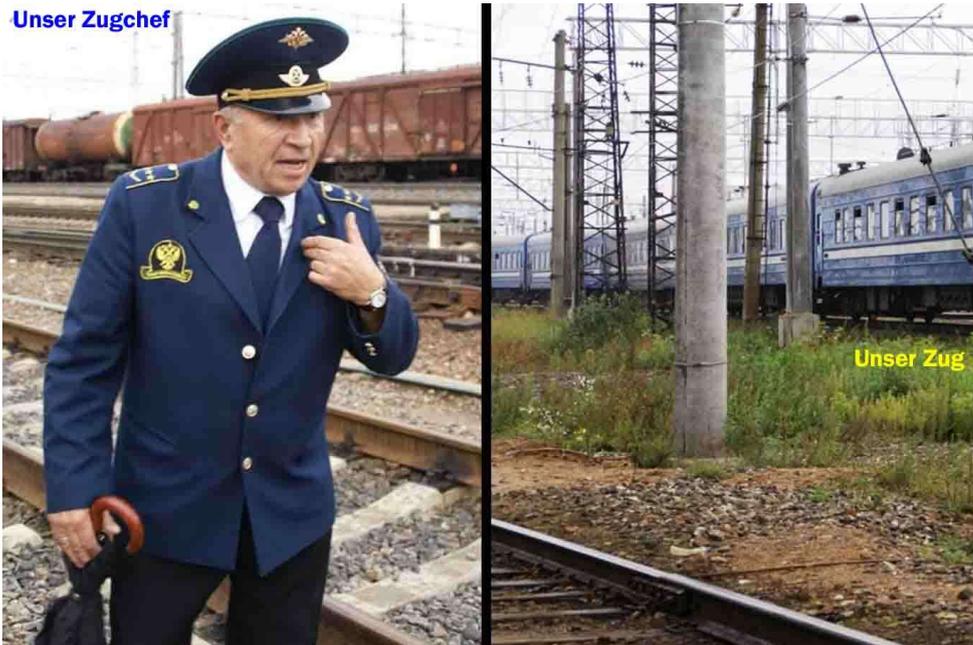
Schließlich kehrte ich pünktlich zum Bahnhof zurück und traute meinen Augen nicht, denn der Zug war weg! Ich lief alle Bahnsteige entlang, aber ohne Erfolg. Zum Schluss kehrte ich wieder zu dem Gleis zurück, auf dem ich den Zug verlassen hatte. Mehrere Bahnangestellte zuckten nur mit den Schultern, als ich sie in Deutsch und Englisch nach dem Zug fragte. Nun hatte ich Zeit, meine Situation zu

überdenken, wie ich bewaffnet nur mit einem Schirm und Fotoapparat, aber ohne Reisepass, Geld und Kreditkarte, die ja im Zug lagen, über Moskau nach Hause kommen könnte. Um mich von meiner aufkommenden Panik abzulenken, fotografierte ich russische Bäuerinnen, die Obst zu den Zügen trugen und dort verkauften (Foto38).



Ich stand also hilflos am Bahnhof und wusste überhaupt nicht, was ich als nächstes tun könnte. Nach ca. einer halben Stunde sah ich plötzlich unseren Zugchef auf mich zustürmen. Er erzählte mir in knappen Worten und mit Zeichensprache, dass der Zug das Gleis vorzeitig räumen musste und jetzt außerhalb des Bahnhofs auf einem Abstellgleis stand (Foto 39).

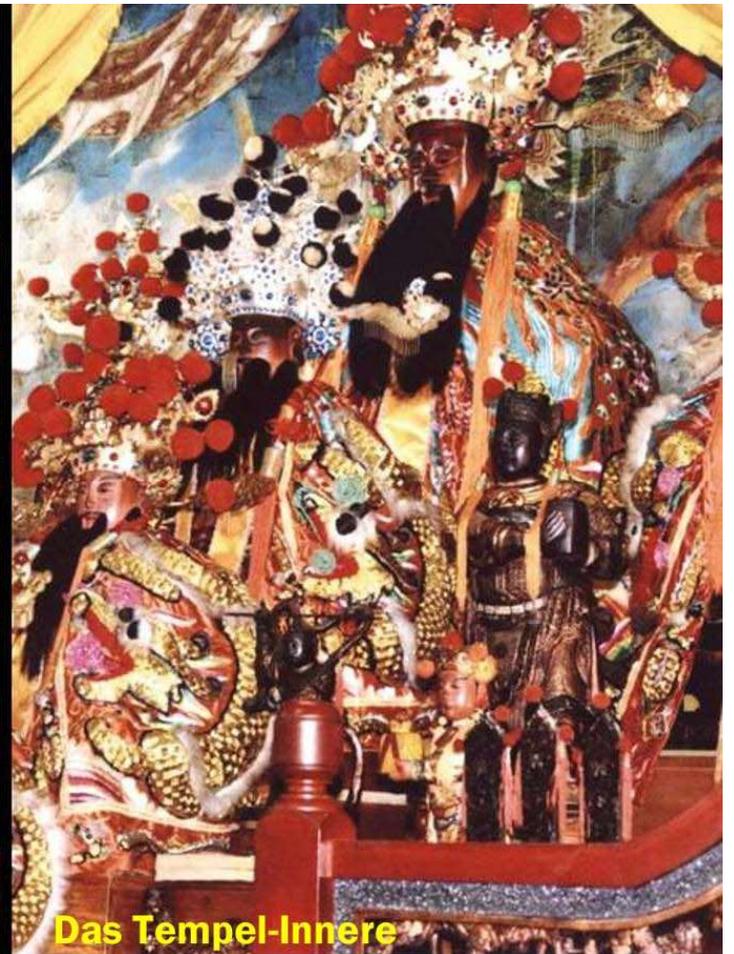
Unser Zugchef



Ich muss gestehen, dass dies meine bisher angenehmste Begegnung mit einem Russen war.

15. TAIWAN (Oktober 2008):

Mit einem Kreuzfahrtschiff fuhren wir entlang der Ostküste der beiden japanischen Inseln Honshu und Kyushu. Danach kreuzten wir nach Südkorea und von dort nach Taiwan. Im Westen dieses Inselstaates liegen die Pescadores- oder Pen Hu-Inseln, die zu Taiwan gehören, und die wir besuchten. Wir sahen dort interessante buddhistische Tempel (Foto 40).



Das Tempel-Innere

Die Tochter eines befreundeten Ehepaares hatte mich schon vor längerem gebeten, ihr von fernen Ländern immer ein Döschen Sand für ihre Sammlung mitzubringen. In Japan und Südkorea hatte ich das bereits getan, aber in Taiwan kam ich einfach zu keinem Sand. Auf dieser taiwanischen Insel war nun die letzte Gelegenheit, dies nachzuholen. Aber auch hier fand ich keinen während unseres Ausfluges.

Nach unserer Rückkehr zum Schiff hatten wir eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt, und ich ging noch einmal an Deck, um das Treiben im Hafen zu beobachten. Da fiel mein Blick zufällig auf einen sandigen Küstenstreifen etwas abseits vom Hafen. Also checkte ich noch einmal aus und lief zum Sandstrand, denn ich würde das zeitlich noch schaffen können. Dort angekommen, sah ich, dass der Sand etwa 2 bis 3 m tiefer als die Straße lag und durch eine senkrechte Mauer von dieser getrennt war. Ich kletterte also einen Meter hinunter und sprang das letzte Stück auf den Sand. Schnell hatte ich meine Dose gefüllt und wollte wieder die Mauer nach oben klettern. Aber ich schaffte das in meinem hohen Alter nicht, denn hinunter ging es wesentlich leichter. Ich lief nun am Strand entlang und suchte eine leichtere Aufstiegsstelle. Aber ich fand keine!

Nun wurde für mich die Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes knapp. Wenn ein Passagier fehlt, kann man das am Computer feststellen, in dem ja alle Landgänge

gespeichert sind. Aber später ablegen, auch wenn ein Passagier fehlt, macht kein Schiff. Karin würde dann zwar verständigt, aber aufhalten könnte sie den Vorgang auch nicht. Für mich wäre es dann so gewesen wie auf der letzten Reise Nr. 14 in Russland. Ich hatte weder Geld noch Reisepass bei mir.

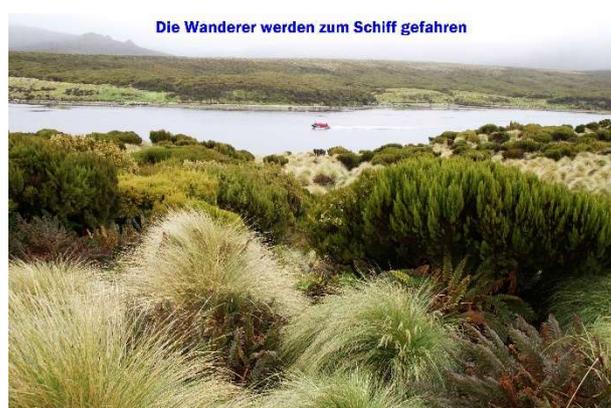
Auch jetzt raste wieder mein Herz bei der verzweifelten Suche nach einer Aufstiegsmöglichkeit. Ich entfernte mich mehr und mehr vom Schiff, und die Zeit wurde immer kürzer. Da plötzlich sah ich eine Baumwurzel, die sich von der Straße oben die Mauer herunter schlängelte. Und an der zog ich mich nach oben, wobei ich mit den Füßen in den Mauerritzen Halt fand. Als ich wieder auf der Straße stand, war ich total durchgeschwitzt und musste aber noch im Eiltempo zum Hafen laufen.

Dort angekommen, sah ich, dass die Besatzung gerade dabei war, die Einstiegsrampe einzuziehen. Als sie mich angerannt kommen sahen, ließen sie diese noch einmal herunter und ich konnte wieder einchecken. Vom Schiffsoffizier, der bei der Aktion ebenfalls anwesend war, bekam ich einen vorwurfsvollen Rüffler, der mich aber nicht störte. Hauptsache, ich war wieder auf dem Schiff, das ja noch nach China fahren musste.

16. NEUSEELAND-INSEL CAMPBELL (Dezember/Januar 2008/9):

Vor unserer zweiten Antarktis-Reise, die diesmal von Neuseeland startete, besichtigten wir eine Woche lang noch die Nord- und Südinsel von Neuseeland. Die Schiffsroute in den Süden führte uns auch über die neuseeländischen Inseln Bounty Island, Antipodes Island, Auckland Island und Campbell Island. Das Besondere an Antipodes Island ist, dass diese Insel genau diametral zu Mitteleuropa auf der anderen Seite der Erdkugel liegt.

Auf Campbell Island starteten wir zu einer 6 km langen Wanderung entlang der Küste, nachdem uns die Schlauchboote am Inselufer abgesetzt hatten. Unser Weg führte uns an einigen Seelöwen-Bullen vorbei, die uns unter kräftigen Brüllen zwar argwöhnisch beäugten, aber sonst in Ruhe ließen. Das änderte sich aber schlagartig auf dem Rückweg, auf dem sich unsere Wandergruppe weit auseinandergesogen hatte. Eine Frau wurde plötzlich von einem Bullen angegriffen, stürzte beim Weglaufen und wäre sicher ernsthaft durch ihn verletzt



worden, hätten nicht einige der uns begleitenden Lektoren den Bullen abgelenkt. Daraufhin wurde die Wanderung abgebrochen und die Schlauchboote über Funk angefordert. Fast alle Wanderer fuhren damit wieder zum Schiff zurück (Foto 41).

Während es auf dem Hinweg leicht geregnet hatte, brach nun die Sonne hervor und ich beschloss, den Rückweg zu Fuß ohne Karin zu beenden. Ich ging immer am Ufer entlang, wick aber jedem Seelöwen-Bullen in einem größeren Bogen aus. Ein junger Bulle griff mich aber dennoch an, den ich aber wegen seiner geringen Größe nicht sehr ernst nahm. Er lief auch davon, als ich drohend auf ihn zuschritt. Bei dieser Aktion übersah ich aber einen riesigen Bullen, der sich mir von hinten näherte. Mit dem wollte ich es aber nicht aufnehmen, und deshalb wick ich im letzten Augenblick vor ihm zurück. Ich musste aber rückwärtslaufen, weil ich ihn ja nicht aus den Augen lassen wollte. Dabei trat ich in eine große Wasserpfütze, die sich aber als knietiefes Wasserloch entpuppte. Ich sackte mit meinem rechten Bein bis zum Oberschenkel in die Brühe und steckte mit meinem Gummistiefel fest. Dieses Loch, das ich mir ausgesucht hatte, war aber keine Wasserpfütze, sondern der Schlaf- und Kackplatz von Seelöwen. Er stank bestialisch, was mich in dem Moment aber nicht so sehr interessierte. Ich konnte ja nicht mehr vor dem großen Bullen weglaufen, aber für Angstgefühle hatte ich in dem Moment auch keine Zeit. Als natürliche Abwehrreaktion streckte ich die Arme nach oben, brüllte so laut wie der Bulle und fotografierte ihn immer wieder, damit das Klicken meiner Spiegelreflex-Kamera ihn abschrecken sollte (Foto 42).



Junger Bulle



Alter Bulle

Ich weiß nicht, was am Ende half, aber plötzlich blieb er vor mir stehen, grunzte noch ein paar Mal und robbte seitlich an mir vorbei. Wahrscheinlich hatte ihn mein Gestank abgeschreckt! Als ich mich endlich aus dem Schlammloch befreit hatte, kamen noch 3 Männer mit Karin zu mir, die auch zu Fuß zum Bootssteg wollten. Sie hatten mein Abenteuer von weitem gesehen. Karin fotografierte



meinen Unterleib, obwohl der furchtbar stank (Foto 43).

In diesem Zustand musste ich noch die Wanderung zu Ende führen und mit dem Schlauchboot auf das Schiff fahren. Auch nach langem Duschen roch ich noch nach Seelöwen-Kacke, und alles, was ich an den Beinen trug, musste auf dem Schiff gereinigt werden. Da meine Episode mit dem

großen Seelöwen-Bullen ja von anderen Personen beobachtet worden war, sprach sich das auf dem Schiff schnell herum. Deshalb bekamen Karin und ich abends von der Kreuzfahrt-Direktorin je einen Drink als "Abenteuer-Cocktail" spendiert.

17. GABUN (April 2009):

Mit einem kleinen amerikanischen Schiff, das nur 70 Passagiere fasste, fuhren wir fünf Wochen lang von Kapstadt die Westküste von Afrika entlang bis nach Sevilla. Wir waren nur vier Deutsche an Bord. Unterwegs kamen wir in viele Länder, die wir sonst nie besucht hätten.

Eines dieser Länder war Gabun, in dem wir einen zweitägigen Ausflug zum Loango-Nationalpark unternahmen. Die meisten Passagiere, ebenso das andere deutsche Ehepaar, besuchten die ehemalige Krankenstation von Albert Schweizer in Lambarene, so dass wir die einzigen Deutschen der knapp zwanzig Teilnehmer auf dieser Tour waren.

Bereits vor unserem Abflug dorthin wurden wir auf dem Schiff informiert, dass der Flughafen, auf dem wir im Nationalpark landen sollten, wegen Überschwemmung nicht angeflogen werden konnte, und wir auf einem anderen landen müssten. Von dort ginge es dann in einer mehrstündigen Jeep-Fahrt zu unserer Lodge. Da wir Passagiere auf drei verschiedenen Unterkünften des Nationalparks verteilt waren, flogen wir auch mit unterschiedlichen kleinen Flugzeugen zu diesem Flughafen. Dort angekommen, wurden die amerikanischen Teilnehmer in Jeeps verfrachtet, Karin und ich blieben aber ganz allein zurück, und es konnte uns auch niemand

sagen, wie wir weiterkommen würden. Da wurde ich doch etwas unruhig, weil ich nicht einmal wusste, auf welchem Flughafen von Gabun wir überhaupt waren. Nach ungefähr einer halben Stunde landete ein winziges Flugzeug neben uns, der Pilot stieg aus und kam zu uns einzigen Personen auf dem Rollfeld. Wie sich zu meiner Erleichterung herausstellte, war er ein deutscher Buschpilot, der den Auftrag hatte, uns zu unserer Lodge zu fliegen. Ich saß direkt neben dem Piloten und konnte die einfachen Handgriffe studieren, die nötig waren, um das Flugzeug zu navigieren. In niedriger Höhe zog eine herrliche Landschaft unter uns vorbei,



bevor wir kurz danach auf einer Wiese neben der Lodge landeten (Foto 44).

Der Pilot verabschiedete sich freundlich, und wir gingen zur Lodge.

Die Amerikaner kamen erst zwei Stunden später ziemlich erschöpft mit ihren Jeeps bei uns an. Die anschließende Bootsfahrt durch die Lagune des Nationalparks und die frühe Jeep-Safari durch die

Savanne am nächsten Morgen, bei der wir nur Wasserbüffel und Elefanten sahen, riss mich nicht gerade vom Hocker, da wir mehr erwartet hatten.

Spannend wurde es aber wieder auf der Rückreise, denn diesmal stand uns kein Buschpilot zur Verfügung. Wir wussten überhaupt nicht, wie wir zum Flughafen kommen konnten, von dem uns ein Flugzeug zum Schiff bringen sollte. Auch unsere Begleiterin vom Schiff hatte keine verbindliche Information und erzählte uns jede viertel Stunde etwas anderes. Für mich war das besonders anstrengend, da ich mit meinen bescheidenen Englischkenntnissen sowieso immer unsicher war, ob ich die Amerikaner mit ihrem Slang auch richtig verstand.

Da mir das langsam zu bunt wurde, stiegen Karin und ich in einen wartenden Jeep ein, in dem bereits ein amerikanisches Ehepaar saß. Dieses hatte allerdings auch keine Ahnung, ob der Jeep für uns bestimmt war. Bevor wir uns aber bei Jemandem erkundigen konnten, fuhr der einheimische Fahrer Staub aufwirbelnd los. Fragen konnten wir ihn nicht, da er nur etwas in seinem afrikanischen Dialekt murmelte und sonst grimmig dreinschaute. Nach etwa einer Stunde über eine schlechte Staubpiste endete unsere Fahrt erst einmal auf einer überschwemmten Straße. Dort mussten wir vier Passagiere in ein kleines Motorboot umsteigen. Meine Unruhe wuchs von Minute zu Minute, denn auf diese Situation hatte ich

keinerlei Einfluss mehr, und das hat mir in meinem Leben noch nie gefallen. Nach einer weiteren Stunde auf überschwemmten Wegen oder auf schmalen Urwald-Flussarmen, die ich nicht unterscheiden konnte, erreichten wir am frühen Nachmittag eine winzige katholische Kirche am Ufer. Da unsere Rückfahrt am Ostersonntag stattfand, machte wir dort Pause und durften kurz an einer interessanten Ostermesse mit den bunt gekleideten Einheimischen teilnehmen. Trotz meiner Unruhe um unsere unsichere Rückkehr zum Schiff war ich von den Kirchgängern begeistert, die laut und innbrünstig ihre Kirchenlieder mitsangen



(Foto 45).

Nachdem wir etwas zum Essen bekommen hatten, wurden wir gefragt, ob wir Interesse hätten, auf eine Insel zu fahren, auf der u. U. Gorillas zu sehen seien. Da wir sowieso keinen Einfluss auf unsere Rückreise hatten, stimmten wir vier Alleingelassenen diesem gern zu.

Berg-Gorillas leben nur noch in Uganda und Ruanda, während im Kongo und in Gabun Flachland-Gorillas existieren. Auf dieser Insel leben acht junge Gorillas, deren Eltern von Wilderen getötet wurden, und ein alter "Silberrücken-Gorilla", der hier Stammgast ist und nicht mehr für das Leben in der Wildnis taugt. Die jungen Gorillas werden nach einer gewissen Zeit auf der Insel, auf der sie sich völlig frei bewegen können, aber durch Rancher betreut werden, später in Gruppen wieder im Urwald von Gabun ausgesetzt. Dabei bekommt ein männlicher Gorilla drei bis vier Gorilla-Damen zugeteilt, damit sie in einer natürlichen Familie in Freiheit überleben können.



Alter Silberrücken-Gorilla



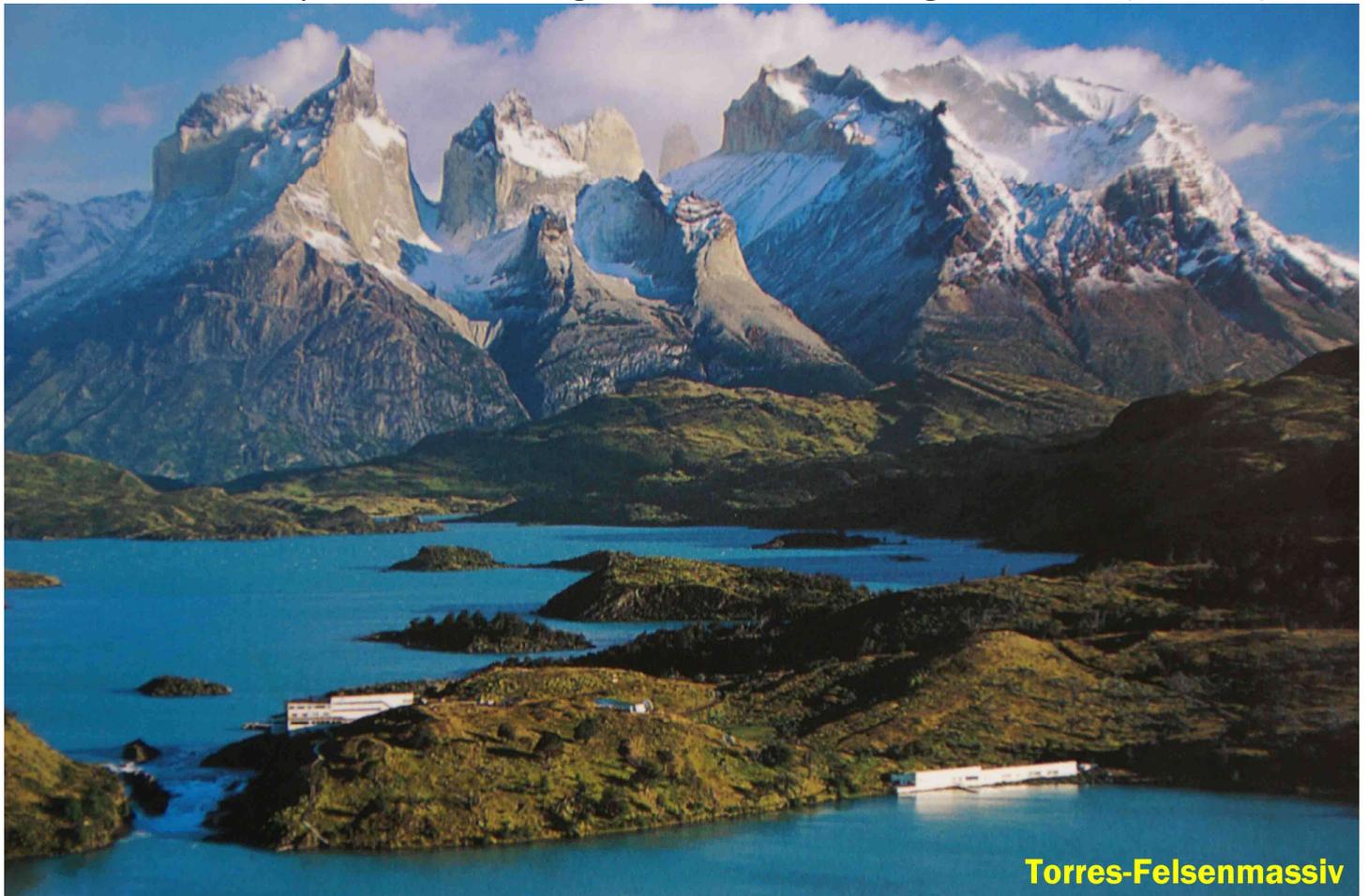
Junger Gorilla

Bei unserem Besuch auf der Insel hatten wir das Glück, von einer Holzplattform aus zwei männliche Gorillas, den alten "Silberrücken" und einen jungen, aus nächster Nähe beobachten zu können (Foto 46).

Nach einer weiteren halben Stunde Fahrt auf unserem Boot kamen wir tatsächlich an einer Landepiste an, auf dem ein Flugzeug für unseren Rücktransport zum Schiff bereitstand. Auch die anderen Passagiere aus dem Loango-Nationalpark waren da, hatten aber nicht die tollen Erlebnisse mit der Kirche und den Gorillas. Ich weiß bis heute nicht, wer unseren Hin- und Rückweg zum Nationalpark im Hintergrund gesteuert hat. Auch auf dem Schiff konnte es mir niemand sagen. Meine Befürchtungen und Unruhen während der Hin- und Rückreise waren aus meiner Sicht zwar berechtigt, denn wir erlebten ungewisse, jedoch spannende Stunden mit dem kleinen Flugzeug, der Kirche und den Gorillas. Das alles wäre uns bei einem normalen Ablauf des Landausfluges entgangen, aber meine Nerven wären dafür geschont worden.

18. CHILE (November 2009):

Vor über 30 Jahren sah ich ein großes Ölgemälde, auf dem ein wunderschönes Felsenmassiv entsprechend der folgenden Postkarte dargestellt war (Foto 47).



Ich begeisterte mich an dem Bild, obwohl ich nicht wusste, ob es in Wirklichkeit überhaupt existierte. Weder in den Alpen, Rocky Mountains oder im Himalaja sah ich danach so eine schöne Felsengruppe.

Erst Jahre später entdeckte ich in einem Reisekatalog über Chile dieses Motiv: die Torres-Hörner im südchilenischen Nationalpark Torres del Paine.

Da stand mein Entschluss fest, ich musste dorthin, obwohl ich schon zweimal in Chile war. Karin konnte nicht mitfahren, da sie immer noch Probleme mit ihrem Bandscheibenvorfall hatte, und diese anstrengende Reise dafür nicht das Beste gewesen wäre.

Also flog ich allein in die Hauptstadt Santiago de Chile, in der ich die restliche Reisegruppe traf. Wir fingen im nördlichen Chile in der interessanten Atacama-Wüste an, die ich auch noch nicht kannte, und arbeiteten uns langsam nach Süden bis zum Nationalpark Torres del Paine vor.

Und dann war es so weit. Wir starteten ganz früh mit einem Kleinbus von Puerto Natales in den Park, wobei wir zuerst recht schönes Wetter hatten. Aber je weiter wir vorankamen, desto mehr trübte sich der Himmel ein. Am Spätnachmittag, als wir unsere Übernachtungs-Lodge gegenüber dem berühmten Torres del Paine-Felsenmassiv erreichten, regnete es in Strömen, und von den Felsen war hinter der grauen Regenwand nichts zu sehen. Meine bisher gute Stimmung, mit der ich auch die restliche Reisegruppe täglich unterhalten hatte, sank auf den Nullpunkt. Sollte die ganze Reise umsonst gewesen sein? Unsere Reiseleiterin empfahl uns noch abends, am nächsten Morgen gegen sechs Uhr vor die Hütten zu treten, um den Sonnenaufgang zu beobachten. Ich tat das natürlich auch und hatte kaum die Tür geöffnet, als ich schon pitschnass war. Es regnete nämlich immer noch in Strömen. Nun war ich Suizid gefährdet und stand unter einer enormen Spannung! Wir wollten ja heute mit dem Bus zum Felsenmassiv fahren, bevor wir wieder nach Puerto Natales zurückkehrten. Da die anderen Gruppenmitglieder meine Geschichte von dem Felsen kannten, wurde ich natürlich von ihnen am meisten bedauert.

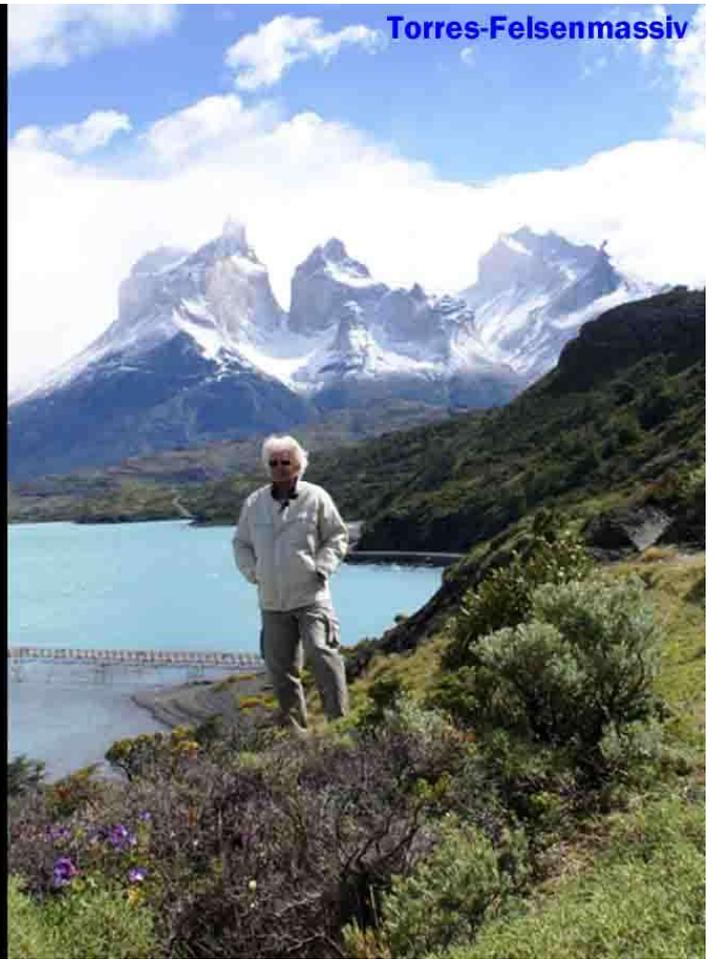
Da schlug unsere Schweizer Reiseteilnehmerin vor, einen letzten Versuch zu starten, weil das Wetter nicht in der Lage war, sich selbst zu bessern. Sie hatte vor einigen Tagen auf einem Markt eine Voodoo-Puppe gekauft. Diese holte sie nun herbei und hüpfte mit ihr, die Wettergeister beschwörend, um den Bus. Und siehe da, der Dauerregen hörte nach wenigen Minuten auf und wir starteten zu unserem Ziel.

Je näher wir dem Torres Felsenmassiv kamen, desto mehr klärte das Wetter auf. Wir machten bald die ersten Foto-Stopps, weil wir nicht wussten, ob sich das Wetter nicht wieder verschlechtern würde (Foto 48). Aber mein Traum ging in Erfüllung, denn als wir zu Füßen der "Torres-Hörner" standen, hatten wir einen strahlend blauen Himmel und eine fantastische Sicht auf das Felsenmassiv (Foto 49). Auch die hinter den Hörnern liegenden "Torres-Spitzen" waren hervorragend zu sehen (Foto 50).

Wer hatte nun den meisten Anteil an diesem Wetterwunder, die Voodoo-Puppe der Schweizerin oder mein sprichwörtlich gutes Wetterglück auf allen meinen Reisen?



Voodoo-Puppe



Torres-Felsenmassiv



Torres-Hörner



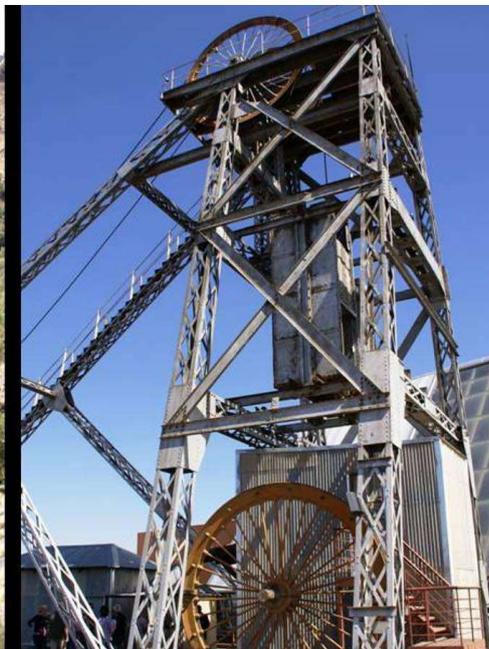
19. SÜDAFRIKA (August/September 2010):

Mit dem südafrikanischen Luxuszug "Rovos Rail" fuhren wir von Tansania über Sambia, Simbabwe und Botswana nach Kapstadt in Südafrika.

Südlich von Pretoria liegt der Ort Kimberley, in dem 1870 im erloschenen Vulkanschlot "Big Hole" die ersten Diamanten gefunden wurden. Heute ist die Ausbeute fast erschöpft, aber die Mine wird vorwiegend noch für Touristen genutzt. Auch unser Zug machte dort Halt, und wir konnten alles in der Mine besichtigen (Foto 51).



Ehemaliger Vulkanschlot



Zum Schluss durften wir mit dem Förderkorb tief in die Erde zu den ehemaligen Diamanten-Stollen fahren. Wir wurden aber darauf aufmerksam gemacht, dass die Personen, die das Schaukeln des Aufzuges und die Tiefe nicht vertragen, lieber

(Seite 39)

oben bleiben sollten. Das taten auch etliche aus unserer Reisegruppe. Karin und ich natürlich nicht, denn wir waren vor 13 Jahren schon einmal mehrere hundert Meter tief in einer stillgelegten Goldmine am Rand von Johannesburg.

Wir ratterten und schaukelten also im verschlossenen Förderkorb mehrere Minuten nach unten, bis die Fahrt endlich stoppte. Hier sahen wir die ehemaligen



Diamantenstollen und erhielten dazu die nötigen Erklärungen (Foto 52).

Der einheimische Führer wechselte mehrmals die Richtung, um uns alles zu zeigen. Wie üblich trödelte ich hinter der Gruppe her, da ich längere Zeit zum Fotografieren brauchte.

Und plötzlich war die Gruppe weg!

Ich hörte auch keine Geräusche mehr von ihr. Den Weg zum

Förderkorb hatte ich mir natürlich

auch nicht gemerkt, so dass ich jetzt völlig orientierungslos in einem menschenleeren Stollenlabyrinth mehrere hundert Meter unter der Erdoberfläche stand. Wenn wenigstens Diamanten auf dem Boden gelegen hätten! Ich ging also den Stollen vorwärts und wieder rückwärts, wechselte in einen anderen und wusste am Ende nicht einmal mehr, wo ich die Gruppe verloren hatte. Auch mein lautes Rufen blieb ergebnislos. Nun bekam ich es aber doch langsam mit der Angst zu tun. Ich fürchtete zwar nicht, hier zu verhungern und in 100 Jahren als ausgebleichtes Skelett gefunden zu werden, aber der Bus musste ja pünktlich wieder zu unserem Zug zurückkehren. Karin würde nicht wissen, wo sie mich zum letzten Mal gesehen hat.

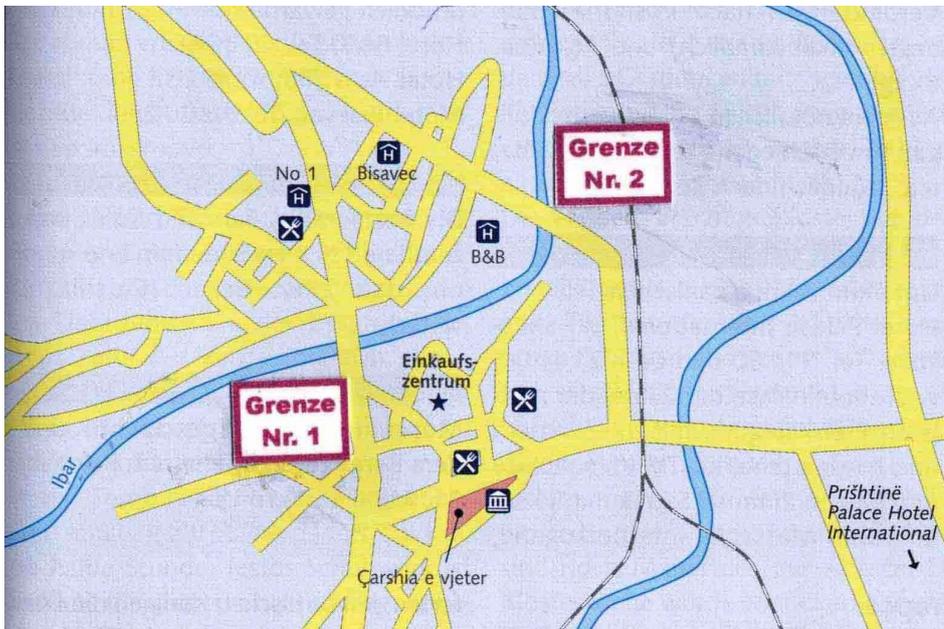
Also hetzte ich weiter durch die Stollen, um den Eingang des Förderkorbes zu finden. Aber vergebens! Nach für mich unendlich langen Minuten kam ich am Ende eines Stollens an einer alten Eisentür vorbei, die ich aber gar nicht beachtete, denn ich wollte ja nicht noch in einen weiteren Stollen laufen. Beim Hin- und Herrennen erreichte ich aber nach einiger Zeit wieder diese Tür und beschloss in meiner Panik, nun doch zu schauen, ob sie unverschlossen sei und in welchen Stollen sie führte. Ich öffnete sie schließlich undstand im menschengefüllten Diamanten-Verkaufsraum. Auch Karin entdeckte ich kurz danach, die mit strahlenden Augen die Diamanten-Vitrinen betrachtete und nicht an ihren verloren gegangenen Ehemann dachte.

Da wurde mir plötzlich klar, dass wir im Förderkorb gar nicht nach unten gefahren waren, sondern sich alles ebenerdig abgespielt hatte. Die hatte uns nur eine Show vorgespielt, indem sie den Förderkorb schüttelten und mit Fahrgeräuschen beschallten. Und wir alle waren darauf hereingefallen.

20. KOSOVO (November 2011):

Der von der UNO anerkannte Staat Kosovo war das letzte Land in Europa, das ich noch nicht besucht hatte. Deshalb beschloss ich, einen dreitägigen Kurztrip dorthin zu unternehmen. Über das Internet buchte ich für die Hauptstadt Pristina ein Hotel, das mir auch ein Taxi zum Flughafen sandte.

Auf dem Weg zwischen Flughafen und Hotel sagte ich dem jungen Taxifahrer, der einige Jahre in Deutschland gewohnt hatte und deshalb auch ganz gut deutsch sprach, dass ich mir nur die Hauptstadt anschauen wolle. Er erzählte mir von den Schwierigkeiten mit den Serben im Norden des Kosovo, in dem 10 % des Landes von Serben beherrscht wird, und wo die Kosovo-Regierung nichts zu sagen hat. Diese Serben werden, obwohl völkerrechtlich zum Kosovo gehörend, von Belgrad in Serbien mit verwaltet und finanziert. Dort kommt es in der Grenzregion immer wieder zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Serben und Kosovo-Albanern. Der Taxifahrer bot mir an, mich bei Interesse in die geteilte Grenzstadt Mitrovica zu fahren. Dort teilt der Fluss Ibar die Stadt in eine südliche und eine nördliche



Hälfte, die nur durch 2 Brücken miteinander verbunden ist (Foto 53). Diese beiden Übergänge sollen von der internationalen Friedenstruppe "KFOR" freigehalten werden, was die Serben aber durch Steinbarrieren mit Gewalt verhindern. Kurz vor meinem Besuch im Kosovo stand in der Nürnberger

Zeitung darüber ein Artikel, der beschrieb, wie die KFOR die Barrieren mit Räumgerät immer wieder beseitigen, die Serben aber gleichzeitig 10 m weiter hinten eine neue Barriere errichten.

Ich war von diesem Vorschlag sofort begeistert, da ich am 3. Tag erst am Nachmittag zum Flughafen musste und somit Zeit hatte. Also fuhren wir früh am Morgen zum 50 km nördlich gelegenen Ort Mitrovica an den ersten Grenzübergang, einer Brücke mit einer breiten Straße darüber. In meinem Reiseführer wird von einem Besuch in dieser unruhigen Grenzstadt zwar abgeraten, aber ich hatte inzwischen Blut geleckt. Vorsorglich wechselte ich meinen belichteten Chip mit den Pristina-Fotos gegen einen neuen in der Kamera aus, denn wenn mir bei dieser Aktion meine Kamera abgenommen würde, hätte ich

wenigstens meine bisherigen Kosovo-Bilder gerettet.

Kurz vor der Brücke musste ich das Taxi zurücklassen, und ging zur gesperrten Grenze. Hier sah ich auch die ersten KFOR-Soldaten, Italiener, die mich recht freundlich begrüßten. Sie ließen sich bereitwillig fotografieren, und da einer gut Deutsch sprach, erzählten sie mir auch etliches über ihren Dienst (Foto 54).



Italienische KFOR-Soldaten

Sie könnten nur beobachten und bei Ausschreitungen eingreifen, aber sonst sind sie den serbischen Aktivitäten gegenüber relativ machtlos. Die Zeitungsgeschichte mit den Barrieren war also Wirklichkeit.

Auch erlaubten sie mir, bis zur Brückenmitte zu gehen, um mir die Stein-Barriere näher anzuschauen. Da ich ganz

allein auf der Brücke war, lief ich verbotenerweise bis an deren Ende weiter. Von dort konnte ich die Wachzelte der Serben sehen, die kurz hinter der Barriere standen. Mir kroch bei dieser Gelegenheit schon ein erregendes Kribbeln über den Rücken, als ich mir so vorstellte, dass geladene serbische Maschinengewehre auf mich gerichtet sind. Kurz danach kam aber ein Kosovo-Polizist und holte mich wieder zurück, nachdem ich mich vorher von ihm fotografieren ließ (Fotos 55).



Hinter der Steinbarriere sitzen die serbischen Scharfschützen

Wieder im Taxi angekommen, fuhren wir nun zum zweiten gesperrten Übergang, der jedoch nicht durch die KFOR auf der Südseite und den Serben auf der Nordseite bewacht wurde. Ich ging also auch über diese Brücke bis zur Barriere, die diesmal aus 3 nebeneinander abgestellten alten Bussen bestand, hinter

der eine niedrige Steinbarriere errichtet war. Da auch zwei Fußgänger die Brücke passierten, schloss ich mich denen an, kletterte über die Barriere und ging 100 m in den serbischen Teil hinein. Dort war eine Straße mit Geschäften, die ich mir zum

Schein anschaute. Die Serben beobachteten mich dabei neugierig, angepöbelt wurde ich aber in keiner Weise. Auf dieser Brücke fühlte ich mich auch wesentlich sicherer als auf der ersten.

Fünf Tage nach meiner Rückkehr aus dem Kosovo stand in der Zeitung ein weiterer Artikel über Schießereien am Grenzübergang in Mitrovice, wobei zwei deutsche KVOR-Soldaten verletzt wurden.

21. SPANIEN (Januar 2012):

Seit über 20 Jahren hatten wir keinen Erholungsurlaub mehr gemacht, und deshalb beschlossen wir mit einem befreundeten Ehepaar für zwei Wochen auf die kanarischen Inseln nach Fuerteventura zu fliegen.

Es sollten so richtig erholsame Tage werden, die ich aber gar nicht wollte. Und sie kamen auch nicht! Wir unternahmen jeden dritten Tag eine Besichtigungsfahrt über die Insel, um meine innere Unruhe zu befriedigen.

Eines Tages buchten wir eine Fahrt auf die Insel Lanzarote.

Wir standen noch keine 5 Minuten an der Fähre in Corralejo, um nach Lanzarote überzusetzen, als ich etwas aus meiner Brieftasche nehmen wollte. Aber sie war weg!!! Normalerweise steckte sie immer in der seitlichen Oberschenkeltasche meiner Kaki-Hose, verschlossen durch einen kräftigen Klettverschluss. Ich wusste, dass ich sie im Bus noch hatte, und ahnte bereits das Schlimmste. Nachdem ich noch einmal zum Bus zurückgelaufen bin, bevor wir in die Fähre einstiegen, meinen Sitz und dessen Umgebung sorgfältig abgesucht hatte, auch meinen Rucksack vergebens durchwühlte, wusste ich, dass meine Brieftasche mit 220,- €, meiner Kreditkarte, unseren beiden Personalausweisen und Führerscheinen, in der Warteschlange zur Fähre geklaut worden ist. Da ich damals nur ein einfaches Prepaid-Handy besaß, mit dem ich nicht aus dem Ausland nach Deutschland telefonieren kann, sprach ich unseren Reiseleiter an, ob er meine Kreditkarte mit seinem Mobiltelefon sperren lassen könnte. Entweder wollte oder konnte er nicht, auf alle Fälle lehnte er es ab. Auch auf der Fähre konnte ich die Sperrung nicht veranlassen, da ich ja kein Geld mehr bei mir hatte.

In Lanzarote besuchten wir zuerst eine Stunde lang den Nationalpark der Vulkane, bevor wir eine kurze Pause einlegten. Ich sah im Geist, wie die Diebe in der Zwischenzeit kräftig mit meiner Kreditkarte einkauften, bevor ich die Gelegenheit bekommen würde, diese sperren zu lassen. In meiner Verzweiflung nahm ich noch einmal mein Handy zur Hand, wählte die Sperrnummer meiner Kreditkarte und bekam überraschenderweise eine Verbindung. Notruf-Nummern funktionieren auch mit einem Primitiv-Handy aus dem Ausland, was ich bisher nicht wusste. Die Dame in Deutschland sagte mir nach der Sperrung meiner Karte, dass die "Gangster", die mich beklaut hatten, bereits nach 10 Minuten zweimal versucht

hatten, mit einem Fantasie-Pin Geld abzuheben, was aber logischerweise nicht funktionierte. Wie oft sie mit meiner Kreditkarte in den vergangenen zwei Stunden einkaufen waren, was ja mit Unterschrift geschieht, die aber selten kontrolliert wird, wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. In meiner späteren Kreditkarten-Abrechnung sah ich, dass auch da keine Aktivitäten erfolgt waren. Die Diebe begnügten sich also mit dem Geld in der Brieftasche, welches ich bereits abgeschrieben hatte.

Jetzt war ich erst einmal etwas beruhigter, da die Karte gesperrt war.

Aber da waren ja noch unsere beiden Personalausweise, die wir für den Heimflug benötigten, und natürlich unsere Führerscheine, die ich bei diesem Ausflug unnützerweise mitgenommen hatte.

Auf alle Fälle war ich an diesem Tag in Lanzarote sehr unkonzentriert.

Unser Reiseleiter sagte mir, dass ich wahrscheinlich auf die Insel Gran Canaria zur Deutschen Botschaft fliegen müsse, um uns Hilfspässe zu besorgen. Wir hatten ja noch fast eine Woche Zeit bis zum Rückflug.

Spät abends in unserem Hotel angekommen, verständigte ich sofort die Rezeption und erreichte dort Gott sei Dank dieses junge, hübsche Mädchen "Ana", mit der ich in den Vortagen immer heftig geflirtet habe. Sie gab mir eine Telefon-Nummer zur Zentralstelle der National-Polizei in Madrid, bei der solche Fälle telefonisch aufgenommen werden müssen. Sie erlaubte mir auch noch vom Hotel-Telefon der Rezeption dort anzurufen, was über zwei Stunden dauerte. In dieser Zeit war natürlich auch das Hotel-Telefon von außen blockiert. Ich steckte in dieser Zeit erst einmal in einer langen Warteschleife, bis ich nach Madrid durchkam, musste mir dort dann einen deutsch sprechenden Gesprächspartner geben lassen, um ein ausführliches Protokoll aufzunehmen. Zum Schluss wurde mir gesagt, dass ich dieses spanische Protokoll am nächsten Tag in der 60 km entfernten Inselhauptstadt Puerto del Rosario abholen müsse, da alle weiteren Aktivitäten von diesem Protokoll abhängen würden.

Hätte ich dieses Gespräch von unserem Hotelzimmer aus führen müssen, wäre mir am Ende unserer Reise sicher nicht mehr genügend Bargeld zur Bezahlung unserer Hotelrechnung übriggeblieben.

Deshalb werde ich "Ana" nie mehr vergessen!!!

Am nächsten Morgen kam aber die nächste Schwierigkeit. Ich musste ja das spanische Protokoll in der Inselhauptstadt bei der nationalen Polizei unterschreiben und dort auch abholen. Wie kam ich ohne Führerschein und Spanisch-Kenntnissen in die Hauptstadt? Unser Reiseveranstalter war nicht sehr kooperativ; sie könnten mir da nicht weiterhelfen. Sie gaben mir nur die Telefonnummer einer spanischen Dolmetscherin mit Deutsch-Kenntnissen, die

mich in der Hauptstadt zur Polizei begleiten könne. Aber deswegen war ich noch lange nicht dort.

Nun kam aber mein großer Helfer ins Spiel. Unser mitreisender Freund bot sich sofort an, mit seinem Führerschein ein Auto zu mieten und mich in die Hauptstadt zu fahren. Ich verabredete mich mit der Dolmetscherin, die mich zur Polizei begleitete und mir das spanische Protokoll übersetzte, damit ich dessen Richtigkeit kontrollieren konnte.

Jetzt hatte ich zwar etwas Schriftliches in der Hand, aber reichte das aus, damit wir wieder nach Deutschland zurückfliegen konnten? Die Polizei riet mir, über unseren Reiseveranstalter bei der Fluggesellschaft "Air Berlin" klären zu lassen, ob das Protokoll genügt.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, konnte ich das nicht klären, da unser Reiseveranstalter wieder einmal auf Tauchstation war.

Abends, als wir aus der Bar wieder in unser Hotelzimmer kamen, rief die Rezeption bei mir an und erklärte, dass meine Brieftasche ohne Geld und Kreditkarte, aber mit meinen anderen Papieren in Corralejo, dem Ort, in dem sie mir gestohlen wurde, bei der lokalen Polizei abgegeben wurde. Ich könne sie mir dort morgen abholen. Da dieser Ort über 100 km von unserem Hotel entfernt im Norden der Insel liegt, stellte sich ein neues Problem dar. Wie konnte ich dort hinkommen? Ich hatte ja erstens noch nicht meinen Führerschein zurück, um ein Auto zu mieten; für ein Taxi hatte ich zweitens nicht mehr genügend Bargeld, und um mit dem Bus bei mehrmaligem Umsteigen quer durch die Insel zu fahren, hatte ich drittens gar keine Zeitvorstellung und Sprachkenntnisse. Würde ich das überhaupt an einem Tag hin und zurück schaffen? Wieder Probleme über Probleme für mich!

Aber da sprang erneut mein hilfsbereiter Freund ein und bot mir an, mich mit einem weiteren gemieteten Auto in den Norden der Insel zur Polizei zu fahren. Ich besorgte mir also einen Stadtplan dieses Ortes, ließ mir von der Hotel-Rezeption die Polizeistation eintragen, und wir fuhren wieder einmal los, hoffentlich diesmal zum letzten Mal!

In der Stadt Corralejo angekommen, bemerkten wir sehr schnell, dass die Straßenführung nicht mehr dem Stadtplan entsprach, und die mit meinem "perfekten Spanisch" befragten Einwohner mich jedes Mal in eine andere Richtung schickten. Außerdem gab es durch Umbauten dort Straßensperren, die wir umfahren mussten, und die uns fürchten ließen, nie in der Polizeistation anzukommen. Erst der Hinweis eines Taxifahrers brachte uns an die richtige Stelle, und wir erreichten das Büro der lokalen Polizei.

Nach dem Betreten der Polizeistation erwartete mich dann der nächste Schock. Der Polizist zeigte mir einen Haufen von ca. 10 abgegebenen Brieftaschen, nur meine war nicht dabei. Sollte die lange Fahrt hierher vergebens gewesen sein, war

mein erster Gedanke. Der Polizist verschwand wieder im Nebenraum, kam aber nach einiger Zeit mit meiner Briefftasche zurück. Dort konnte er an Hand der vorhandenen Personalausweise und Führerscheine feststellen, dass ich der richtige Besitzer war.

Damit war diese aufregende Geschichte nach vier vollen Tagen für mich zu Ende. Neben dem geklauten Geld von 220,- € brauchte ich noch einmal den gleichen Betrag für zwei Tage Mietwagen, Benzin, Bezahlung der Dolmetscherin und Gebühren bei der Polizei.

Diese Tage waren deshalb für mich so aufregend, weil ich nie wusste, was die nächste Aktion für mich bedeutete, und ob sie überhaupt so funktionieren würde. Ich musste also jeden Punkt erst lösen, bevor ich den nächsten anpacken konnte, denn sonst wäre das ganze Vorhaben in sich zusammengestürzt, und ich wäre so weit wie am ersten Tag gewesen. Also eine Erholung waren diese Tage für mich nicht!

Fazit dieser Reiseerlebnisse:

Der weitaus größte Teil meiner bisherigen Reisen war spannend und anregend. Wenn ich ein neues Reiseziel ansteuerte, stand ich immer unter einer emotionalen Erwartung.

Die oben geschilderten Situationen gingen aber über diesen Zustand erheblich hinaus. Ich möchte zwar keines dieser spannenden Ereignisse wiederholen, aber bereuen tue ich sie auch nicht. Sie bleiben mir viel intensiver in Erinnerung als die normalen Reiseerlebnisse.

In Lebensgefahr schwebte ich dabei aber sicher nur sehr selten, obwohl mich manche Situation ganz schön aufgeregt hat.

Jetzt gibt es vielleicht manche unter euch Lesern, die denken, dass der Dieter bei den Erzählungen geschwindelt hat, denn die zugehörigen Fotos sind ja nicht unbedingt ein Beweis. Als einzige Zeugen habe ich Karin und natürlich einige Mitglieder der verschiedenen Reisegruppen. Also ihr lieben Leser, ihr müsst es schon glauben oder es sein lassen.

E N D E

